

Dr. O. Hegemann,
Frei und fromm!

VII
837864
g.



37864, VII, E. 9

Frei und fromm!



Zwölf Predigten,

gehalten

1905/06 in der evang. Christuskirche in Laibach

von

Dr. Dittmar Hegemann,

Pfarrer in Laibach.



Leitwort:

Christus und die Kultur!



Laibach 1906.

Buchdruckerei Jg. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg.

030043061

Inhaltsverzeichnis.

1. Der Segen der Reformation. (2. Kor. 5, 18—21.)
 2. Die Willensfreiheit. (Phil. 2, 12 f.)
 3. Leiden ist Reichtum. (Matth. 5, 4.)
 4. Dein Reich komme. (Matth. 6, 10.)
 5. Eins ist not. (Luf. 10, 41 f.)
 6. Stille zu Gott. (Psalm 62, 2.)
 7. Die Aufgabe des evangelischen Pfarrers. (2. Kor. 1, 12.)
 8. Das Gesetz des Kreuzes. (Karfreitag.) (Gal. 2, 19.)
 9. Der Heiland lebt. (Joh. 14, 19.)
 10. Treue bis in den Tod. (Offb. 2, 10.)
 11. Die Gottheit Christi. (1. Tim. 2, 5.)
 12. Was haben wir vom Alten Testament? (1. Mos. 32, 24—31.)
-

Luther.

Der Mann und das Werk.

Taibach, 28. Oktober 1906.

Leitwort: «Ich sah einen Engel fliegen, mitten durch den Himmel, der hatte ein ewiges Evangelium zu verkündigen denen, die auf Erden sitzen, und sprach mit großer Stimme: Fürchtet Gott und gebet ihm die Ehre.»
Offenbarung Johannes 14, 6 und 7.

«Männer machen die Geschichte», dies Wort steht geschrieben am Denkmal eines der größten deutschen Geschichtsschreiber. Alle großen Umwälzungen und Fortschritte der Weltgeschichte auf allen Gebieten des Geisteslebens sind bedingt vom Auftreten großer schöpferischer Persönlichkeiten. Gewiß sind auch diese Persönlichkeiten wiederum bedingt von Strömungen, die Unzählige erfaßt haben; Strömungen, durch die sie emporgetragen werden mußten, um ihren Beruf erfüllen zu können. Aber um das gesteckte Ziel zu erreichen, bedurften diese Strömungen eines Organs, einer persönlichen Verkörperung, wie sie nur in großen Gestalten, in Helden der Weltgeschichte, möglich ist. Und es läßt sich urteilen: ebenso wie jene großen Männer bedingt sind durch die hinter ihnen stehenden Geistesströmungen, so sind doch wiederum die Wirkungen, die von diesen Geistesströmungen ausgehen, bedingt von der schöpferischen Gestalt, in denen eine jede ihr Organ finden muß, um nicht wirkungslos zu zerschellen.

Gewiß, das ist heute eine altmodische Weisheit. Die größte Massenbewegung aller Zeiten, die heute durch alle Kulturländer hindurchgehende proletarische Klassenbewegung, stützt sich auf die sog. «materialistische Geschichtsauffassung», wonach alle großen Veränderungen der Weltgeschichte lediglich durch wirtschaftliche, rein materielle Vorgänge bedingt seien. Die Männer, die sich dabei an die Spitze stellen, aber seien nur die rein zufälligen Vollstrecker des übermächtig wirkenden Willens der unpersönlichen Verhältnisse. In bestrickender Form ist diese Lehre für die verschiedenen Gebiete menschlichen Schaffens von bedeutenden Forschern nachgewiesen worden.

Dem Diener Jesu Christi aber muß es gestattet sein, die alte Lehre: «Männer machen die Geschichte», noch immer festzuhalten. Noch immer sandte Gott, wenn eine Zeit sich erfüllt hatte, seine Diener, die

allbeherrschend in das Chaos der Ereignisse eingriffen, damit neue Bildungen auftauchten. Der eine Mann ist's, mag er nun Buddha oder Jesus oder Mohammed, Napoleon oder Bismarck heißen, der die neue Welt schafft, nicht die übermächtigen Verhältnisse.

Das gilt auch von der größten Umwälzung der neueren Geschichte, der Reformation des 16. Jahrhunderts. Die Kirchentrennung des 16. Jahrhunderts bedeutete die Zerreißung eines umfassenden Zusammenhanges, der anderthalb Jahrtausende bestanden hatte, und sie ist insofern eine Tatsache, die an grundlegender Bedeutung nur mit einer einzigen anderen Tatsache verglichen werden kann, nämlich mit der Begründung dieses Zusammenhanges. Danach wären es drei Grundtatsachen, auf denen unsere ganze neuere Geschichte fußt: Römisches Weltreich, das Christentum, das in diesem Weltreich das Gefäß fand, um der Welt sich mitteilen zu können, die Reformation, die das Gefäß zerbrach, als es seinen Dienst getan, damit nun erst wahrhaft der innere Gehalt dieses Gefäßes der Welt erschlossen werden könne.

Der Mann aber, der dies Werk vollbrachte, war Luther. Die Gewalt der von ihm ausgegangenen Bewegung war eine so mächtige, daß sie trotz der mannigfachsten und schwersten Hindernisse unaufhaltsam fortschritt, einem Meere gleich, das sich bis an die Alpen und über die Alpen ergoß, bis dann die Gegenbewegung kam, die von der einen großen Persönlichkeit des Ignatius von Loyola ausging, eine Zeitlang das ganze Lebenswerk Luthers in Frage stellend, bis dann offenbar wurde, daß dies Werk in seinem Kern doch nie mehr zu vernichten war.

Heute zum Gedächtnis der Reformation haben wir darum zu betrachten 1. den Mann, 2. das Werk.

1.

Den Mann! Es war ein Mann, der vor vier Jahrhunderten lebte. Das allein sollte uns, wenn wir anders etwas von Geschichte wissen, in der Betrachtung dieses Mannes vorsichtig und umsichtig machen.

Denken wir an unsere eigenen Großeltern. Wie so ganz anders waren schon bei ihnen die Anschauungen, Urteile, der ganze Geschmack. Wie so ganz anders war das, was die Menschen vor fünfzig Jahren lasen und dachten, womit sie sich vergnügten, wie sie sich ausdrückten, als das, was uns beschäftigt. Wenn sie heute unter uns träten, sie würden uns erscheinen wie Gestalten aus einer fremden Welt.

Und nun eine Gestalt, die volle vier Jahrhunderte hinter uns steht! Und was für eine Gestalt! Man mag Luther fluchen oder segnen, das kann man nicht wohl leugnen, daß man von ihm reden wird in Liebe und Haß, in Verachtung oder Bewunderung, solange dieser Weltlauf währt, solange als der Erdball Menschen tragen wird. Als einer der ragenden Gipfel der Welt wird er hinübertragen über die Jahrhunderte und Jahrtausende!

Daraus schon sollte für jeden, der guten Willens ist, die Pflicht sich ergeben, an einen Luther einen anderen Maßstab anzulegen, wie an irgend einen Durchschnittsmenschen unserer Tage. Wer überhaupt mit irgend einem großen Geiste in irgend einem Gebiet der Kunst oder

Wissenschaft sich beschäftigt, sollte von vornherein sich klarmachen, daß es sich nicht darum handelt, höhnisch über einen solchen großen Mann abzupprechen, sondern ihn in seiner besonderen Stilweise zu verstehen. Nicht das ist unsere Aufgabe, einzelne Äußerungen eines übergewaltigen Temperaments zusammenzustellen und daraus ein Zerrbild zu gestalten, sondern zunächst in liebevoller Versenkung die Persönlichkeit in ihrem innersten Kern zu erfassen, die ganz veränderten Anschauungen und Ausdrucksweisen zu erkennen und erst von da aus die einzelnen Äußerungen zu beurteilen. Gerade bei Luther haben wir zu berücksichtigen, daß die Ausdruck- und Denkweise seiner Zeit eine von der unsern völlig verschiedene war, daß Zeiten schwersten Kampfes und großer Neubildungen anders zu beurteilen sind, wie Zeiten des Friedens.

Und wenn von irgend einem Mann, dann gilt für Luther das Dichterwort: «Rehmt alles nur in allem, er war ein Mann.»

Worin aber besteht der innerste Kern dieser großen Persönlichkeit? Mit einem Bilde möchte ich versuchen, dies klarzulegen. Versetzen wir uns im Geiste in einen jener erhabenen mittelalterlichen Dome, jenen wunderbaren Schöpfungen germanisch-christlichen Geistes. Wohl der eindrucksvollste ist der Dom zu Köln. Auch uns überzeugte Protestanten überkommt hier ein Verständnis dafür, daß man hier stolz darauf sein kann, katholisch zu sein. Hier fügen sich Tausende und Tausende von Steinen zu einem Ganzen, gewaltig scheinen die himmelftrebenden Pfeiler, die hohen Gewölbe den erdgebundenen Geist himmelwärts zu ziehen. Gewiß, für den mystischer Erhebung zugänglichen Geist hat die Suggestion des römischen Kultus, wie sie hier überwältigend sich entfaltet, etwas Hinreißendes.

Und doch, was bedeutet diese ganze Suggestion gegenüber der Suggestion, die von einer tiefen und frommen, dabei wahrhaftigen, lebendigen Persönlichkeit ausgeht? Dort sind ja nur tote Steine, hier aber das wirkende Leben Gottes.

Eine solche Persönlichkeit aber war dem deutschen Volke Martin Luther. In einer tiefen, gottinnigen Seele hatte er aufgesaugt alles Echte und Wahre der mittelalterlichen Frömmigkeit, jener Vermählung deutschen und christlichen Geistes; in sich aufgenommen hatte er die andächtige Wirkung gotischer Kathedralen, wie er sie in Magdeburg und Erfurt sah, brausender Orgeltöne, qualmender Weihrauchsäulen, alle Schauer des Mesopfers. Was er da in sich aufgenommen, voll mystischer Versenkung in die Tiefen der Gottheit, das äugt und strahlt uns nun entgegen in der wunderbaren Innigkeit und Gewalt seiner Schriften, aus denen jeder, der unvoreingenommen ist, den Mann lieb gewinnen muß.

Das hat Anastasius Grün, unser Laibacher Dichter, in die Worte gefaßt:

«Ein neuer Dom steigt herrlich in Deutschland nun empor,
Da wacht mit Lichteswaffen der heil'gen Streiter Chor.
An seinen Pforten möge der Spruch des Weisen stehen:
Ist's Gottes Werk, soll's bleiben, wo nicht, selbst untergeh'n.»

Das ist das wunderbare an Luthers Gestalt, daß er nicht bloß zerstörte, sondern auch aufbaute, weil er die Geistesheimat, die das deutsche Volk im Dom des Mittelalters gefunden, hinübertrug in den neuen Dom,

den sein Schöpfergeist ihm aufrichtete. Das, was ein Ulrich von Hutten, der kühne kampfesfrohe Ritter, was ein Desiderius Erasmus, der umfassende, feinsinnige Gelehrte, dem deutschen Volke nicht zu bieten vermochten, weil sie die tiefste Gemüthssehnsucht dieses Volkes nicht verstanden, das bot ihm Martin Luther, dessen Geist alle Schätze des Gemüths in verschwenderischer Fülle umfaßte, indem er sein Volk aufrief zum Kampf gegen Rom: «Tief Gedenken, froh Vertrauen, Trost und Weisheit nimmer alt, deutsche Zucht und deutsche Sitte und ein ewiger Gehalt.»

Gewiß, sie haben es dann von je verstanden:

«Das, was der Zorn und was der frohe Mut
Ihn sprechen ließ im Überfluß des Herzens,
Zu künstlichem Gewebe zu vereinen
Und eine Klage furchtbar zu bereiten,
Dagegen er verstummen soll.»

Es ist wahrlich nicht schwer, aus Luthers eigenen Worten ein Zerrbild seiner Person zu zeichnen, davor wir heute uns entsetzen.

Wir aber wollen um das Einzelne nicht streiten. Mag er in Worten zu weit gegangen sein als ein Mann voll Laune, Witz und Ironie, derb und polternd bei innerer Gutmütigkeit und Gleichmut. Im Grunde aber wollen wir alle, ob Protestanten oder ehrliche, denkende Katholiken, nur eines: Wir wollen frei sein, wollen «Los von Rom», los von wälscher Tücke und Herrschsucht, los von priesterlicher Bevormundung und Volksvergiftung. Das aber hat Luther erreicht, unendlich weit mehr wie je irgend einer vor ihm oder nach ihm. Und weil er es erreichte, weil sein Weg zum Ziele führte, wird es der rechte Weg gewesen sein und der Mann, der ihn gegangen ist, war der rechte Mann.

Gewiß, kein glatt polierter Obelisk, an dem nirgends ein Riß war oder eine Unebenheit, wie der große Antiluther Ignatius von Loyola, aber groß wie ein Alpengebirg, weit und fern in den Himmel ragend, mit schauerlichen Abgründen und wilden, zackigen Klüften, aber auch mit rauschenden Quellen, grünen Matten, schattigen Wäldern, holdseligen Tälern voll Blumenschmelz. Leidenschaftlich bewegt, in Liebe und Zorn reizbar, melancholisch in schweren Anfechtungen, aber in Lust und Leid ein echter Mensch.

Und wenn eine neueste Schmähchrift schreibt: «Die Sprache St. Pauli ist immer anständig, heilig und erhaben, jene Luthers öfters frivol und bodenlos gemein, im Schimpfen, Lästern und Schmähern unerschöpflich,» so ist das eben nicht richtig. Auch aus dem Munde Jesu und des Paulus besitzen wir viele Worte, Worte des Kampfes und der Übertreibung, vor denen sich die Kinder unserer Zeit entsetzen würden, wenn sie in unseren Tagen fallen würden. Denn noch heute kämpft man ebenso wie in alten Tagen, aber die Worte sind heute, heuchlerisch genug, viel gemäßigter. Und dann ist zu bedenken, daß wir von jenen nur wenige Aussprüche besitzen, die auf einigen Seiten Platz finden, von Luther aber besitzen wir eine unermessliche Fülle von Äußerungen, aus fast zahllosen Schriften, Predigten, Gutachten, Briefen, Tischgesprächen,

Außerungen oft ungezwungenster, vertrautester Art eines gebannten und geächteten Mannes, der sein Leben hindurch mit rücksichtslosester Offenheit den Kampf führte auf Leben und Tod gegen eine Welt der Hindernisse. Daß aus dieser unübersehbaren Fülle von Außerungen einer sinnlich-derben, wilden Zeit sich gar manches zusammentragen läßt, was uns heute befremdet, das leugnen wir nicht, weisen aber auch darauf hin, daß seine Gegner allezeit an tückischer Entstellung und gewissenloser Verleumdung das Äußerste getan haben.

Was tut es, wenn sie diesem Manne das Werk, welches er vollbrachte, doch nicht hinwegstreiten können.

2.

Der wohl bedeutendste Polemiker gegen Luther, der katholische Theologe Döllinger, hat vom Werke Luthers geurteilt: «Er hat seinem Volke mehr gegeben, als jemals ein christlicher Mann seinem Volke gegeben hat: Sprache, Volkslehrbuch, Bibel, Kirchenlied.» Gewiß, seine Verdienste um die neuhochdeutsche Sprache, um Übersetzung der Bibel, um deutsche Volkserziehung und deutsches Geistesleben sind nie genug zu preisen. Der eigentliche Herzpunkt seines Werkes ist ein anderer. Das Zauberwort, welches Luther gesprochen hat, hieß: «Allein durch den Glauben!» In Luthers Rechtfertigungslehre haben wir den Mittelpunkt seiner Lehre und seines Werkes. Damit erschütterte er stoßweise alle Kirchen Europas, und die Predigt Zwinglis, die «Institutio» Calvins, die Artikelakte des Englandkönigs Eduard VI., das Wirken des John Knox in Schottland, die Reformpredigt des Kapuzinergenerals Dschino in Italien wie die Arbeit des päpstlichen Nuntius und Bischofs Bergerio in Istrien sind nur das Echo dieses Evangeliums, mit dem Luther die Welt überfallen hatte und das die Gestalt der Kirche veränderte.

Gewiß, unserer Zeit ist dies erlösende Wort Luthers: «der Gerechte wird seines Glaubens leben,» wiederum zur unverständlichen Hieroglyphe geworden! Unsere Zeit vermag ebensowenig wie im Meßbuch der Römischen im Bekenntnisbuch des Luthertums die Antwort auf ihr Suchen nach Gott zu finden. Dazu war eben Luther gesandt, daß er für seine Zeit das lösende Wort sprach, kommende Zeiten bedurften kommender Männer. Es ist ja ein Gesetz der Religionsgeschichte, daß Altes nur überwunden wird, indem das Neue mit den Begriffen der Vergangenheit ausgeprägt wird. So hat Paulus den Opfergedanken des Alten Testaments überwunden, indem er den Opferbegriff auf das neue ihm aufgegangene Leben anwandte, so hat Luther das Gesetzeschristentum der mittelalterlichen Kirche überwunden, indem er mit Begriffen des Rechts das neue Leben, das ihm aufgegangen war, auszudrücken versuchte. Unsere Zeit sucht nicht mehr den gnädigen Gott, der die Sünden der Menschen übersieht, sondern sie sucht Gott selbst. Daß dem so ist, ist, wie wir glauben, eine Frucht christlich-evangelischer Einflüsse. Es ist den Menschen unserer Zeit in Fleisch und Blut übergegangen, daß Gott gnädig ist. Darum ist es ihnen selbstverständlich geworden, sowie es dem Heiland selbstverständlich war.

Seiner Zeit aber brachte Luther das lösende Wort, als er ihr auf Grund seiner eigenen innersten Erfahrung predigte: «Gerecht nicht durch des Gesetzes Werk, sondern durch den Glauben.» «Die ganze Frömmigkeit von dem ersten Horaläuten bis zur Mitternachtsmesse, vom Paternoster am Morgen bis zum Ave am Abend, das Fasten und Geißeln, Kirchenlaufen und Wallfahren, Kreuzschlagen und Kirchenknieen, die neun Gebetstunden, die Festtage und Fasttage und Karenzzeiten» und die Ablässe und Vollmachten aller Art, das alles war nun abgetan und damit unerträglicher Geistes- und Gelddruck. Gewiß, es gibt Unzählige, denen alles das Frieden bringt, was Luther beseitigt hat. Unzählige wollen nichts anderes, als kleine Befriedigungen, kleine Ablässe, kleine Tröstungen. Die Gesetzesreligion, die ihnen tausend kleine Opfer auferlegt, aber sie verschont mit dem einen großen Opfer, vor dem sie zurückscheuen, der vollen Hingabe des Herzens an Gott, ist wie für sie geschaffen.

Es gibt aber auch andere und sie sind die wahrhaft religiösen Naturen, denen ist nicht genug getan mit einzelnen abgeleiteten Bächlein, nur mit dem vollen Strom der Gewißheit, — nicht Stücke wollen sie, sondern das Ganze, nicht allerlei fromme Dinge, sondern Gott selbst.

Ein solcher war Luther, einer der Patriarchen des Menschengeschlechts, die getrunken haben von den ewigen Quellen des Lebens.

In ihm war das Doppelte: das Gefühl der Nichtigkeit, der Schwachheit, Unvollkommenheit alles Menschenwesens, aus dem heraus seine Worte stammen: «Ein Christ wird gerecht genannt, nicht weil er es ist, sondern weil er es wird»; «Der Christ ist nicht im Wordensein, sondern im Werden»; aber mitten in dieser Schwäche und Sünde die felsenfeste Gewißheit in Gottes Hand so fest geborgen zu sein, daß nichts, nichts ihn von ihm reißen könne. In dieser Gewißheit ist er aufrechtgestanden ein langes stürmisches Leben hindurch, bis er verhauchend noch auf die Frage: «Schwürdiger Vater, wollet Ihr auf Christus und die Lehre, wie Ihr gepredigt, beständig bleiben?» sein «Ja» antwortete.

Und darin liegt der «ewige Gehalt» seines Evangeliums. Auch wir wollen frei sein von allem religiösen Werkdienst. Wir wollen eine Gewißheit haben, aus uns selbst, die kein Priester uns geben und kein Priester uns nehmen kann. Stehen wollen wir wie Luther mit beiden Füßen auf Gottes Erde, die Bedingungen der Wirklichkeit nicht aus den Augen verlieren, das Schwache, Sündige, Unvollkommene, das uns immerdar anklebt, nie ableugnen, da keiner von uns je auf Erden ein «Heiliger» wird oder werden kann, aber daneben soll unser Haupt doch empor-schauen zum Himmel, «Sterne spähen, Gedanken säen». So, wie es das andere Geburtstagskind des 10. Novembers, Schiller, ausgesprochen: «Werst die Angst des Irdischen von euch, flieheth aus dem engen, dumpfen Leben in des Ideales Reich.» Im Bewußtsein unserer Geisteswürde, fest gegründet in ewigem, unzerstörbarem Leben, wollen wir mitkämpfen im großen Kampf der Menschen, äußerlich gebunden durch die mannigfachen Pflichten der Liebe, im Innersten doch frei und niemand untertan.

So hat Luther den großen Kampf seines Lebens geführt, gegen die Schwärmer, die Aufrührer, die alles verspottenden Gelehrten zur Linken, wie gegen das ganze Heer der Finsterlinge zur Rechten, gegen die alle

Vergangenheit Leugnenden hier, wie gegen die Macht des ewig Gestrigen dort. Von ihm wollen wir lernen, nicht das, was er im einzelnen gelehrt, sondern wie er es gelehrt, nicht seinen Buchstaben, sondern seinen Geist. Auch die, die sich um Luther geschart haben im Lauf der Jahrhunderte, sind oft genug in die Fehler verfallen, gegen die Luthers Werk gerichtet war. Sie haben von ihm das Wort gebraucht:

«Gottes Wort und Luthers Lehr',
Vergehen nun und nimmermehr»,

als wenn der Buchstabe an Luthers Lehre so unantastbar sei, wie die Lehre des Papstes, die Luther abgetan hat.

Wir aber wollen dies Wort deuten auf seinen Geist, sowie es manchmal geschah von seinen begeisterten Anhängern, die in ihm den Engel der Offenbarung erkannten, der für alle Menschen ein ewiges Evangelium hatte, das Gottes Ehre verkündete. Luther verkündete Gottes Lehre und darum heißt es in Wahrheit:

«Gottes Wort ist Luthers Lehr,
Darum vergeht sie nun und nimmermehr.»

Amen.

Dr. Ottmar Segemann, Pfarrer.

Die Willensfreiheit.

Predigt, gehalten am 5. November 1905 in der evangelischen
Christuskirche zu Laibach

von

Dr. Ottmar Hegemann.

«Schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern,
Denn Gott ist es, der in euch wirkt, beides, das Wollen und
das Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen.»

Brief des Paulus an die Philipper 2, 12 u. 13.

Im Jahre 1880 hielt der bekannte Gelehrte Dubois-Reymond jenen Vortrag über die sieben Welträtsel, der seitdem unzähligemal angeführt worden ist. Als siebentes und letztes Welträtsel, das praktisch am wichtigsten sei, nannte Dubois-Reymond die Frage der Willensfreiheit; das heißt also die Frage, ob wir Menschen in unsern Handlungen uns selbst bestimmen oder ob wir, wie alle andern Naturerscheinungen, durchaus nur abhängig sind von den Einwirkungen unserer Umgebung, wie man heute oft sagt: des Milieu.

Niemals früher hat man die Abhängigkeit des Menschen von den Lebensbedingungen, die ihn hervorrufen und erhalten, so klar erkannt, wie in unsern Tagen, wo man durch eine Fülle von Beobachtungen aus dem gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben immer deutlicher von dieser Abhängigkeit überführt worden ist. In den Tagen unserer großen Dichter und Denker, in der sog. «Aufklärungszeit», war man überzeugt, daß das große Dreigestirn: «Willensfreiheit, Unsterblichkeit, Gott» den notwendigen Inhalt des sittlich-religiösen Lebens bilde. Unsere Zeit neigt zur Verneinung der Willensfreiheit. Und doch, wer kann sich im

Ernste entschließen, jedes Verantwortlichkeitsgefühl, jede Schuld, jede Sühne einfach abzuweisen und dadurch den Menschen zu einer toten Maschine zu erniedrigen, deren Leistungen nur von ihrem Material, ihrer Bauart, ihrer Kraftzufuhr, nicht aber von einer ihr selbst innewohnenden Lebensenergie abhängig sind?

So stehen wir denn in der Tat vor einem Welträtsel, vor einer unlösbaren Frage, die auch dann nichts von ihrer Schwierigkeit verliert, wenn wir sie vom religiösen Standpunkt aus betrachten, indem wir auf die eine Seite Gott als den Allbeweger, auf die andere Seite aber den Menschen als sein von ihm abhängiges Geschöpf setzen. In allen Jahrhunderten der Christenheit ist über diese Frage viel gestritten worden! Gerade in unsern Tagen wird Luther oft der Vorwurf gemacht, er habe die Freiheit des Willens geleugnet, wobei man vergißt, daß Luther hierin ganz auf den Schultern eines Paulus und Augustinus stand, jener Männer, denen auch der Katholizismus das Beste verdankt; ja, daß die Leugnung der Willensfreiheit geradezu als Kennzeichen tieferer religiöser Erkenntnis bezeichnet werden muß, als heiliges Erbstück arischer (indoeuropäischer) Urweisheit und ihres Gegensatzes gegen den semitischen Dualismus, so daß ein geistvoller Gelehrter unserer Zeit (Henry Thode, «Michelangelo») nicht mit Unrecht sagt: «Luthers tiefe religiöse Bedeutung geht schon aus dem Einen hervor: Er leugnete die Freiheit des Willens.»

Bei allen diesen Untersuchungen über den «knechtischen Willen» scheint man allerdings zu vergessen, daß wir ja im einzelnen gar nicht wissen, worin eigentlich der Wille Gottes besteht. Gott der Unerforschliche steht jenseits aller Menschengedanken; «im Herzen kündigt er laut sich an», mit dem Verstande kann er nur durch Ahnungen, gleichnißweise erschlossen werden.

So allein ist es auch möglich, daß der Apostel in dem verlesenen Textworte zwei Sätze nebeneinander stellen kann, die sich gegenseitig vollkommen ausschließen. Denn entweder wirkt Gott alles Wollen und Vollbringen in uns, dann bedarf es unserer Selbsttätigkeit nicht mehr, oder aber: wir selbst müssen schaffen, daß wir selig werden, mit Furcht und Zittern, dann wird dadurch die Allwirksamkeit Gottes eingeschränkt. So sind wir hineingestellt mitten in das Welträtsel der Willensfreiheit und es gilt, seine beiden Seiten zu erfassen und durch ihre tiefste Ergründung uns den Weg zur Lösung dieses Welträtsels zu bahnen. Also

- 1.) Gott ist's, der in uns wirkt, das Wollen und Vollbringen,
- 2.) Schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern.

I.

Wir kommen vom Reformationstage her, der uns die große Lehre neu in die Seele prägen wollte: «Alles von Gott!» Gewiß, wer darf es leugnen: «Von Gott, durch Gott, zu Gott sind alle Dinge.» Wenn es im patriotischen Liede heißt: «Was ich bin und was ich habe, dank ich dir, mein Vaterland», so muß der Fromme mit noch höherer Berechtigung rufen: «Was ich bin und was ich habe, dank ich dir, o Gott, allein!»

Nicht bloß das, was Luther in der Erklärung des ersten Glaubensartikels im kleinen Katechismus aufzählt: «Leib und Seele, Augen, Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne, dazu Kleider und Schuhe, Essen und Trinken, Haus und Hof, Weib und Kind, Acker, Vieh und alle Güter» — nein, jeder Atemzug unsrer Brust, jeder Pulsschlag unsres Herzens, jeder gute Gedanke unsres Hauptes stammt von Gott, in dem allein «wir leben, weben und sind». «Was hast du, das du nicht empfangen hättest?»

Das ist es gewiß, was der Apostel meint, wenn er sagt: «Gott wirkt in uns das Wollen und Vollbringen». Das Vollbringen! An seinem Segen allein ist alles gelegen. Wir können pflanzen und begießen, Gott ist's, der das Gedeihen gibt. «In deiner Brust ist deine Tat noch dein!» Draußen in der Welt der Erscheinung, wo ein Schlag tausend Verbindungen schlägt, hängt sie ab vom Walten einer höheren Macht, der alles Vollbringen letztlich allein zugehört.

Aber Gott wirkt ja auch schon das Wollen! Damit ist doch deutlich genug ausgesprochen, daß es keine Willensfreiheit gibt! Auch das Verborgenste, Innerste, Eigenste haben wir nicht von uns selbst, sondern von Gott. Luther war es, der — was man ihm so sehr verdachte — ausgesprochen hat: «Der menschliche Wille ist wie ein Tier, auf dem entweder Gott oder der Teufel sitzt und reitet!» Wie wahr und tief! Es gibt ja gewiß unendlich viele Abstufungen zwischen dem Reiche des Lichtes und der Finsternis, aber irgendwo ist doch auch eine Grenze, mögen die Menschen noch so kunstvoll diese Grenze verhüllen. Und auf einer Seite — entweder auf Seite Gottes oder des Bösen — stehst auch du! Und einen Stillstand gibt es hier, wie überall im Reiche des Lebendigen, nicht! Entweder wir werden von einer höheren Gewalt immer höher emporgetragen in das Reich des Lichtes oder aber von einer Gewalt aus der Tiefe immer tiefer hinabgezogen in das Reich der Finsternis. Mitten im Streite dieser feindlichen Gewalten stehen auch wir und die Frage ist nicht die, ob wir Gutes oder Böses tun, sondern ob wir ergriffen werden von einem dieser großen Ströme, die brausend

aufeinanderstoßen. Ob wir verfallen den finsternen Mächten der Tiefe, die uns hinabreißen zu ewigem Tode, ob es uns ergeht wie jenem kühnen Taucher:

«Da erfaßt mich der Strudel mit rasendem Toben,
Doch es war mir ein Heil, es riß mich nach oben.»

Wenn aber der Mensch verzagen möchte, nachdem er so seine Ohnmacht erkannt, dennoch darf er trauen auf eine Allmacht, von welcher der Apostel sagt: «Gott wirkt das Wollen und Vollbringen nach seinem Wohlgefallen.» Über allen Rätselsfragen des Daseins, über allen Ungerechtigkeiten und Widersprüchen des Weltlaufs schwebt das, was der Apostel nennt: das göttliche Wohlgefallen —: «Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.»

«Und braust die offene Höllenluft
Mit wildem Flammenmeere:
Hoch droben in der goldnen Luft,
Da jauchzen die seligen Chöre!»

Wie Goethe einmal gesagt hat: «Die Welt ist ein großes Orgelspiel, wo der Teufel die Bälge tritt, Gott aber in die Tasten greift.» All die wild entfesselten finstern Gewalten des Bösen liefern zuletzt doch nur die Kraftzufuhr für das Spiel der hehren Harmonien des Allenen, «dessen heiligen Schläffen selbst die Teufel dienen müssen».

Über allen Menschenlosen jauchzen die himmlischen Chöre: «Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erde den Menschen des Wohlgefallens.»

II.

Und dennoch: Müssen wir nun nicht schließen: Es kommt doch alles so, wie es voraus bestimmt war? Also legt die Hände in den Schoß und fügt euch ins Unabänderliche! Gewiß, so schließt der Mohammedaner, der Bekenner des Islam, mit seinem Glauben an ein «Kismet», ein blindes Schicksal, das alles unumstößlich bestimmt. Wenn die Länder des Islam so entsetzlich herabgekommen sind, daß man nicht mit Unrecht sagt: «Wo der Türke hintritt, wächst kein Gras mehr», so mag dieser Schicksalsglaube dafür am meisten verantwortlich sein.

Wenn aber unter uns einer diese Schlußfolgerung ziehen würde, gleich jenem Angeklagten, der sich als Opfer der für alles verantwortlichen Vorherbestimmung ausgab, so müßte er dieselbe Antwort hören, die jenem der Richter gab: «Kraft derselben Vorherbestimmung, die auch mich nötigt, verurteile ich dich!» So wahr die Gesamtheit der Vorgänge in Gottes Willen als notwendig begründet ruht, so wenig ist es doch möglich, einen einzelnen Vorgang herauszuheben und für sich allein jener Nötigung zu unterstellen.

Nein, der Christ muß anders folgern: Gott wirkt alles. Darum muß auch du sein Werkzeug werden, um nach seinem in Christus geoffenbarten Willen zu wirken, solange es Tag ist. So entstammen gerade dieser Einsicht in die göttliche Vorsehung die Losungen: «Arbeiten und nicht verzweifeln!» «Ich habe keine Zeit, müde zu sein!» «Bete so, als ob alles nur von Gottes Eingreifen abhinge, aber arbeite auch so, als ob Gott allein mit und durch deine Arbeit wirken könne!» Oder wie es der Apostel faßt: «Schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern.»

Jedem Kenner der Kirchengeschichte ist es vertraut, daß das eigentliche Unterscheidungsmerkmal des Calvinismus die Lehre von dem alles bestimmenden Vorsehungsglauben war, die Luthers Anhänger wegen ihrer Unverständlichkeit hatten fallen lassen. Ebenso bekannt aber ist, daß die echten Anhänger Calvins die tatkräftigsten, willensstärksten Heldenjöhne waren. Erinnern wir uns an die Hugenottenkirche Frankreichs mit ihrem Purpurmantel, getränkt von dem Blute von hunderttausend Märtyrern; an die Calvinisten Niederlands, jene heldenstolzen Meergeusen, die in hundertjährigem Freiheitskampfe der spanischen Krone ihre Unabhängigkeit abtrotzten; an die schottischen Independenten, die «Eisenseiten» Cromwells; an die Puritaner, die auf Nordamerikas Boden eine neue Welt begründeten; nicht am wenigsten an die Jünger Calvins auf deutschem Boden, wo die tatkräftigere Schwesterkirche das sonst tiefere und weitere, aber auf dem Gebiete des Willens verkommene Luthertum vor dem sicheren Untergang bewahrt hat. Überall dieselbe Lehre, daß die Erkenntnis des göttlichen Allwirkens, wenn sie recht gefaßt wird, das Gegenteil wirkt von dumpfer Trägheit und müdem Geschehenlassen, daß sie vielmehr stahlharte, unbeugsame Charaktere zu schaffen wohl geeignet ist.

Nichts anderes können wir, als wählen zwischen den beiden großen Gewalten, die auf uns eindringen. Selbst diese Wahl, ob wir Gott oder dem Teufel uns weihen, geht zurück auf einen Akt der Gnade jenseits des klaren Bewußtseins, der unser ganzes sittliches Sein begründet. — Aber zu begehren vermag der Mensch dennoch, daß Gott ihn erfasse, gerade weil er weiß, daß der, welcher Sünde tut, der Sünde Sklave ist und daß Gott allein alles Wollen und alles Vollbringen wirkt. Das Gute selbst zu vollbringen vermögen wir nicht, aber indem wir es ersehnen, die Vorbedingungen für das Gute zu schaffen. Dem Bösen den Zugang zu sperren, dem Guten den Zugang zu öffnen, gleichsam die Drähte zu ziehen, durch die dann von außen her die elektrische Kraft hindurchwirken kann. So ist es gemeint, wenn der Apostel sagt: «Schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern.»

Es ist eine Mahnung, die für unsere Zeit bestimmt ist, mehr, wie für irgend eine frühere. Unsere Zeit drängt auf persönliche Entscheidung. Die Heerlager des Guten und Bösen rücken sich näher entgegen. Partei zu ergreifen wird mehr und mehr zur Pflicht eines jeden Einzelnen, während früher Staat, Kirche, Gesellschaft diese Pflicht dem Einzelnen mehr oder weniger abnahmen. Das ist die notwendige Folge der außerordentlichen Rechte und Vorzüge, die unsere Zeit hervorgebracht hat. Sie ist so unendlich reich an Eindrücken und Anregungen durch die so sehr erleichterte geistige Mitteilung und die Möglichkeit höchstgesteigerten Verkehrs. Welch eine Fülle von Genuß und Anregung ist damit erschlossen! Wie anders war das in den Tagen der Vergangenheit! Wenige, aber einheitliche geistige Strömungen beherrschten zumeist die Geister! Mit Bewunderung und Neid müssen wir auf jene Menschen blicken, die oft eng und einseitig waren, aber ganze Charaktere, fest und bestimmt in ihrem Wollen und Streben.

Wir aber gleichen solchen, die statt mäßiger, nahrhafter Kost allzu Vielerlei genießen, was der Organismus nicht verarbeiten kann. Ein Blick auf unsere Zeitungen und die gangbare Tagesliteratur — die wichtigste Geistesnahrung für Unzählige — zeigt uns diesen ungesunden Zustand. Neben Wertvollem und Gutem wieviel Unverdauliches, Unreifes, ja Giftiges, das wahllos von so vielen verschlungen wird. Wie wenige können das verarbeiten und Auskunft darüber geben, welche Förderung sie aus solcher Geistesnahrung empfangen, worin eigentlich die festen Einsichten und Überzeugungen bestehen, die sie sich daraus angeeignet haben.

Nur dann könnte sich das ändern, wenn die Mahnung des Apostels beherzigt würde: «Schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern.» Mit dem ganzen Ernste, den die höchste, heiligste Angelegenheit — nicht das Glück, sondern die Seligkeit — erfordert: verschließt das Herz Einwirkungen, die ihr bei ernster Überlegung als schädlich erkennen müßt. Nicht jedem Reiz, nicht jeder Lust, nicht jedem Verlangen gebet nach! Wohl sagt der Trinker, der Unzüchtige, der Spieler, der Ehrgeizige: «Ich muß! Und dies Müssen ist menschlich und darum verzeihlich.» Aber eine höhere Gewalt, die dich ergreifen und überwältigen will, ein «Milieu» des Guten, das zwingend auf dich einwirkt, fordert von dir durch den Mund der Wahrheit: «Du mußt nicht!» Und wenn im Sturme der Leidenschaft das Herz dir bricht, mit Furcht, mit Zittern halte Stand! «Führet euren Wandel mit Furcht!» «Widerstehet fest im Glauben!»

Nicht aus eigener Kraft! Aus Gottes Kraft! Solange wir Sünde tun, sind wir willenlos der Sünde Beute! Sie füllt unsere Gedanken, sie regiert unser Wollen. Eben darum sollen wir dem Strom des Guten

Einlaß gewähren! Was hilft die Bekämpfung krankhafter Symptome, solange die Lebensäfte krank sind! Darum laß starke Lebensströme durch dein Inneres dahinfluten, daß sie alles Kranke hinwegspülen. Laß leuchten die warmen Strahlen göttlicher Gnade auf dein Herz. Wie wenige wissen, warum überhaupt sie Gottesdienste besuchen sollen; wie wenige ahnen, daß es sich um eine Entscheidung auf Leben und Tod handelt, wenn sie durch Gebet und Gottes Wort in Berührung treten mit dem Ewigen, um durch diesen Anschluß an das Ewige den elektrischen Strom eines Lebens auf sich wirken zu lassen, der allen Staub und Schmutz des Endlichen hinwegspült. Gerade weil du weißt, daß du selbst nichts, gar nichts zu tun vermagst, gerade darum setze dich der Wirkung dieser höheren, dieser beseligenden Lebensmächte aus.

Und so erfährst du dann auch die Lösung des großen Rätsels von der Willensfreiheit: Gebunden in Gott, abhängig von ihm ganz und gar, wirst du deiner Freiheit erst gewiß! Als ein freier Herr aller Dinge, über «Leben oder Tod, Gegenwärtiges oder Zukünftiges» bist du eingezogen in deines Geistes Heimat, als du dich Gott ergabst; «in die Fülle aus der Leere, in das Wesen aus dem Schein.» Deines eigenen Lebensgrundes — dem du entstammst und dem du zueilst — froh und gewiß, fühlst du dich getragen von köstlicher Frische höchsten Freiheitsgefühls, daß du frohlockst: «Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.» Das heißt des Lebensrätsels von der Willensfreiheit Lösung praktisch an sich erfahren: In der Freiheit gebunden, in der Gebundenheit befreit. In des Lebens Kampf und Braus doch daheim, «sicher in Gottes Armen, sicher an seiner Brust», voll der demütigen Erkenntnis:

«Du mußt, was du begannst, vollenden,
 Aus mir wächst Heil'ges nicht hervor,
 Behalte mich in deinen Bildnerhänden,
 Mich weiches Wachs, mich schwankes Rohr.
 Ob milde Lüfte wehn, ob Stürme,
 O laß mich nimmer, nimmer los,
 Erhalte mich in deinem Schirme
 Und deiner Liebe treuem Schoß.»

Amen.

Leiden ist Reichtum!

Predigt, gehalten am 19. November 1905 in der evangelischen
Christuskirche zu Laibach

von

Dr. Ottmar Segemann.

«Selig sind, die da Leid tragen,
Denn sie sollen getröstet werden.»

Matth. 5, 4.

«Selig sind, die da Leid tragen.» Viele sind schon selig gepriesen worden! Ein lateinisches Sprichwort sagt: «Glücklich die Reichen!» Besser vielleicht wäre es noch zu rufen: «Glücklich die Gesunden!» oder: «Glücklich der, dem ein edles Weib beschieden, dem fröhliche Kinder heranwachsen!» «Glücklich der, dem Weisheit das Leben erhellt!» «Glücklich jener, der ferne von Geschäften die Einfachheit des Landlebens genießt!» meint Horaz.

Aber wohl nie hat ein Menschenmund außer Jesus selig gepriesen, die da Leid tragen. Das Leid um des Leides willen, nicht um eines ihm verheißenen zukünftigen Lohnes willen selig preisen, das ist vielleicht die seltsamste Rede, die je ausgegangen ist. Aber dies Wort erscheint dem, der es recht erfährt, wie ein köstlich geschliffener Diamant, in dessen prachtvollem Feuer sich die ganze Umgebung spiegelt. Tief und verheißungsvoll atmet aus diesem einzigen Worte die ganze Seele des Heilands.

Kein Wort vielleicht wie dies das ganze Menschendasein umspannend! «Leben ist Leiden!» hat man gesagt, und ein tiefumnachteter Dichter unserer Tage ist in den erschütternden Klageruf ausgebrochen:

«Wohin das Auge bringt,
Ist Schuld und Leiden,
Und was der Weltlauf bringt,
Ist Flieh'n und Meiden.
Dazwischen hat der Traum
Von Glück und Liebe
Nur noch soviel an Raum,
— Daß er zerstücke.»

«Leiden ist Leben!» «Seele, die du, unergründlich tief versenkt, dich ätherwärts schwingen möchtest und allstündlich dich gehemmt wähnst durch den Schmerz, — an den Taucher, an den stillen, denke, der in finst'rer See fischt nach eines Höhern Willen: Nur vom Atmen kommt sein Weh. Ist die Perle erst gefunden in der öden Wellengruft, wird er schnell emporgewunden, daß ihn heilen Licht und Luft; was sich lange ihm verhehlte, wird ihm dann auf einmal klar: daß, was ihn im Abgrund quälte eben nur sein Leben war.» (Hegel.) Plotin, einer der letzten Weisen des sterbenden Altertums, schreibt: «Der Tod ist besser als das Leben im Körper.»* Der Herausgeber fügt dazu die Bemerkung: «Uralter Satz der Hellenen.» Diese «strahlend heiteren» Hellenen, sie kündeten doch in allen Jahrhunderten, daß das Leben Leiden ist, um nur an das Wort des Solon zu erinnern, daß niemand glücklich zu preisen sei, bevor nicht das Grab ihn deckt.

Jesus kennt das Leid! Er am wenigsten hat es geleugnet! Aber wenn er uns nicht eine Religion der Weltverneinung brachte, sondern höchste Lebensbejahung, so war das nur möglich, weil er erkannte: Leiden ist Reichtum! Selig sind, die da Leid tragen! Der unendlich tiefe Satz erschließt sich uns erst, wenn wir ihn erfassen als tiefstes Verständnis für das Leid, wie als höchste Überwindung des Leides:

Reichtum ist Leiden,
Leiden ist Reichtum!

I.

Reichtum ist Leiden. Jede tiefe Schmerzempfindung ist Beweis reicher Organisation. Das kündet uns die moderne Naturbetrachtung: «Alle niederen Tiere entbehren einer eigentlichen Schmerzempfindung; erst bei höheren Tieren tritt der Schmerz als «wohlthätige Warnung», wie Schiller ihn genannt hat, in seine Rolle. Die Schmerzempfindlichkeit kann nicht wohl plötzlich in der Tierreihe aufgetreten sein; wir müssen ihr, wie allen neuen Erscheinungen in der Natur, eine Entwicklung gönnen

* «Enneaden», übersetzt von Otto Kiefer. Leipzig und Jena 1905. 2. Bd., S. 260.

und werden wahrscheinlich nicht irgehen, wenn wir erst in der bei warmblütigen Tieren (Vögeln und Säugetieren) auftretenden Eigentümlichkeit, ihren Schmerz durch Klagen und Schreien zu bekunden, das Bewußtwerden von Schmerzgefühlen ausgedrückt erkennen.»* Danach hätten selbst so hochentwickelte Wirbeltiere wie Fische und Reptilien eine eigentliche Schmerzempfindung nicht. Es ist also eine unendlich lange Stufenleiter, auf der die Geschöpfe allmählich zur Schmerzempfindung emporsteigen, und der Schmerz ist eine Krone, die erst den Höchststehenden ums Haupt geflochten wird. Das aber ist zweifellos, daß auch das höchstentwickelte Tier nicht die intensive Schmerzempfindung hat, wie der niedrigst entwickelte Mensch, zumal bei allem Schmerz die Ausmalung und Ausgestaltung im bewußten Geiste das eigentlich Entscheidende ist.

Aber nun wieder innerhalb der Menschenwelt, Welch unendliche Stufenleiter von primitiver Schmerzempfindung des Naturmenschen bis zur geistigen Qual des hochentwickelten Geistesmenschen. Allüberall eine Bestätigung des Satzes: «Reichtum ist Leiden!» Unsere ganze wunderbar reiche Kultur — geschaffen, um den Schmerz zu bannen — hat nur die Leidempfindung vertausendfacht. Denn alle Kultur ist Sorge und alle Sorge ist Leid. Im Streben, dem Leide zu entfliehen, verstrickt sich der Mensch nur immer tiefer im Leiden. Je feiner der geistige Organismus sich ausgestaltet, umso intensiver die Empfänglichkeit für den Schmerz, umso leichter die Störung und Hemmung der Lebensempfindung.

Wer dies Grundgesetz nicht erfäßt, der wird nie den rätselvollen Weltlauf deuten können. Tausendfach vernehmen wir ja aus Zeitungen und Büchern den Hohn auf die sittliche Weltordnung! Und in der Tat, wenn wir von außen her die Welt betrachten, mag sie uns oft wie ein sinnloses Chaos, ja wie eine Hölle voll der herzerreißendsten Widersprüche erscheinen. Hier schwelgen die einen im Überflusse und verderben in diesem Überflusse, dort schmachten die andern in grauenvollen Höhlen und verderben in Hunger und Lumpen. Hier erwerben die einen in kühner Spekulation fast mühelos ungezählte Millionen, dort erwerben andere mit dem Aufgebot der letzten Kraft kaum die kümmerlichste Lebensnotdurft. Hier vergeuden die einen in Ausschweifung, in tollem Spiel, in Nichtstun das kostbare Gut der Gesundheit, das ihnen im Überfluß beschert ist, dort haschen Krüppel, Sieche, Irre nach einem Strahl der Sonne des Wohlbefindens und er bleibt ihnen versagt. Hier schmachten die einen in Kerker, in unwürdiger Abhängigkeit, dort treiben Rohe und Verworfene ein frevelhaftes Spiel mit dem Leben von Mitmenschen; die fürchterlichsten

* Carus' Sterne-Wilh. Bötsche: «Werden und Vergehen.» Berlin 1905. 2. Bd., S. 360.

Mezeleien, die kaltblütigste Opferung unzähliger Menschenleben sind in weiten Gebieten an der Tagesordnung, wo man sonst wieder das Menschenleben in übertriebenster Sorgfalt nicht genug schonen und pflegen kann.

Wer das alles äußerlich, mechanisch nebeneinanderstellt, der muß an einer sittlich harmonischen Weltordnung vollkommen verzweifeln!

Ganz anders, wenn wir es erfassen: «Anderes Weh hat andere Wonne, andere Wonne anderes Weh!» Reichtum ist Leiden! Das soll nicht zum Vorwand für unsere Erbarmungslosigkeit werden, aber es soll uns helfen, die Wege Gottes zu verstehen, wenn wir erwägen die unendliche Anpassungsfähigkeit des Menschen, die alles besiegende Macht der Vererbung und Gewöhnung, die so mannigfaltig abgestufte Schmerzempfindung. Je reicher die Organisation eines Menschen, seine Ausstattung mit innerem und äußerem Reichtum, umso mannigfaltiger auch die Schmerzempfindung, der er ausgesetzt ist. Das gilt wohl schon vom Reichtum im gewöhnlichen Sinne. Der Berliner Reichsbankpräsident Koch hat geurteilt: «Wenn Reichtum glücklich machte, so müßte ich täglich von glücklichen Menschen umgeben sein.» Täglich im Verkehr mit Börsenfürsten und Millionären sieht ein solcher Mann doch wohl nur wenig glückliche Gesichter. Ist doch das Glück nicht eine üppige Gartenblume, die am Throne oder vor Palästen gedeiht, gleicht es doch vielmehr einer bescheidenen Feldblume, die still im Verborgenen blüht. Aller Reichtum irgend welcher Art, wieviel Sorgen, Lasten, Verpflichtungen, Rücksichten legt er auf! Jede hohe Veranlagung drückt ihrem Träger einen Dornenkranz aufs Haupt, dessen Schmerzensstiche der kalte Vorbeer nur allzu selten kühlt. Und was ist der Ruhm, die Größe? —:

«— und die Größe ist gefährlich
Und der Ruhm ein leeres Spiel,
Was er gibt, es ist so wenig,
Was er nimmt, es ist so viel.»

Reichtum ist Leiden! Zu ewiger Unrast sind wir verurteilt, bis wir es erfaßt haben und uns bescheiden. Aber Reichtum ist Leiden, das gilt schließlich auch von geistlichem Reichtum. «Selig sind, die da Leid tragen!» Den tiefsten Sinn dieses Wortes hat erst das Christentum erschlossen; wohl ist es gekommen als frohe Botschaft: «Ich verkündige euch große Freude,» aber es hat auch unendliches Leid in die Welt gebracht. «Ein Schwert wird durch deine Seele dringen», das erklang ganzen Völkern, ungezählten, die um des Christentums willen geblutet haben. Aber unendlicher noch ist das Leid, das im Christenglauben selbst beschlossen liegt. «Leid um die Sünde!» Wenn der natürliche Mensch Leid um die Sünde trägt, so ist es vor allem doch die Furcht vor Ent-

deckung und Strafe, eine äußerliche Reue, eine irdische Traurigkeit. Wo aber echter Christenglaube einzieht, da erwacht jene «göttliche Traurigkeit, eine Reue zur Seligkeit, die niemand gereut». Und da erwacht jene tiefe innere Wehmut über die Trennung von Gott:

«Ach, daß ich dich so spät erkennet,
Du hochgelobte Liebe du,
Und dich nicht eher mein genennet,
Du höchstes Glück und süße Ruh.
Es tut mir leid, ich bin betrübt,
Daß ich dich erst so spät geliebt.»

Und nicht bloß Leid um uns selbst. Zu diesem Leid kommt das Leid um das Wohl und Wehe der großen Sache Gottes auf Erden, die Jesus das Reich Gottes nannte. «Ich habe große Traurigkeit und Schmerzen ohne Unterlaß in meinem Herzen, und ich habe gewünscht, verbannt zu sein von Christus für meine Brüder,» sagt Paulus im Blick auf seine Volksgenossen, deren Verblendung sein Herz mit Leid erfüllt. Und er selbst, der Sohn Gottes, weinte im Anblick Jerusalems: «Jerusalem, die du tötest die Propheten und steinigst, die zu dir gesandt sind. Wenn du es wüßtest, so würdest du es auch bedenken in dieser Zeit, was zu deinem Frieden dient.» Wieviel verzehrender Schmerz auch heute noch in jedem Herzen, das in feuriger Blut für das Reich Gottes schlägt! Leid über alle die Hindernisse und Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellen, über die Niederlagen, die es erleidet, über der Feinde Bosheit, der Freunde Lauheit, Trägheit und Schwachheit. Wem der höchste Reichtum geschenkt ist, dem Reiche Gottes anzugehören, der erfährt es erst in seinem tiefsten Sinne, daß Reichtum Leiden ist.

II.

Aber aus solchem Leiden erblüht auch die Blume himmlischer Tröstung. «Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.» So ist es nicht gemeint, als ob uns das Leid nun dadurch abgenommen werden sollte, daß wir es gar nicht mehr empfinden. Wer in Weltentsagung und Selbstpeinigung allen menschlichen Gefühlen abgestorben ist, daß ihm der Schmerz kein Schmerz mehr ist, der hat kein Recht, die Verheißung des Herrn auf sich zu beziehen. Nur dem gilt sie, der wirklich Leid trägt, der das Leid als Leid empfindet, als Lebenshemmung, als unerträgliche Last, gegen die wir uns aufbäumen möchten, weil sie unsere eigentliche Lebensbestimmung hindert. Darum richtet sie sich nicht an die Virtuosen der Frömmigkeit, sondern an die Leidenden,

kämpfenden, ringenden Menschen, die mitten in den Aufgaben des verworrenen Lebens stehen. Aber nun auch nicht so, daß ihnen für eine bestimmte Leidensmenge dereinst eine entsprechende Menge Tröstung zu teil werden soll, gleichsam als Rückersatz für eine ausgelegte Geldsumme. Nein, im Leide liegt die Tröstung — wie die Perle im Meeresschlunde — beschlossen, das Leid bietet die Gewähr des Trostes. Denn Leiden ist Reichtum und Leiden ist Adel.

Das sehen wir am Leide derer, die man im besonderen Sinne «Leidtragende» nennt, die an Gräbern teurer Toten weinen und klagen. Wie viele Leidtragende, die schwarze Kleider tragen, tragen in Wahrheit kein Leid. Ihr Herz ist nicht von wahren, dauerndem Leide erfüllt. Wie sollte das auch möglich sein, wo doch wahre geistige Gemeinschaft zwischen Menschen so selten ist. Ohne daß sie es wissen und wollen, schwindet, solange es so steht, auch der Gegenstand der Liebe mit der äußeren Leibeshülle eines Abscheidenden dahin. Wie anders, wo zwischen Menschen eine Geistesgemeinschaft, gegründet auf die höchsten Güter, entstanden war. Da kann der Tod die Leibeshülle des einen wohl zerreißen, aber den empfangenen Geistesindruck kann er nicht rauben, vielmehr erfüllt sich dann in Wahrheit, was so oft nur fromme Lüge ist: «Dem Auge fern, dem Herzen ewig nah!» Im Leide, das wir dann um den Dahingegangenen tragen, wird er uns in verklärter Gestalt lebendig. Gereinigt von den Erden schlacken, enthüllt sich uns nun erst sein innerstes geistiges Bild, das wir gesucht und geliebt. Der Verlust wird Gewinn, wir werden getröstet mit höherem Geistesrost.

Das gleiche erfährt jeder, der Leid trägt um seine Sünde. «Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden!» Wo im geistlichen Leben Empfindung des Mangels erwacht, da steht die Stillung des Hungers in sicherer Aussicht. Der Böllner, der an seine Brust schlägt mit dem schmerzlichen Ausruf: «Gott sei mir Sünder gnädig!» geht gerechtfertigt hinab in sein Haus vor dem tabellos Gerechtigen, der keinen Mangel empfindet. «Erkenne dich selbst!» das ist der uralte Weisheitspruch, der am Tempel der Vollkommenheit geschrieben steht. Und wer ihn befolgt, der wird in diesen Tempel eingehen, weil ihm in der schmerzvollen Selbsterkenntnis die Erkenntnis des höchsten ihm gesteckten Zieles aufgeht.

Und so ist's auch mit dem Leide um die andern, das der Christ um Mitchristen, Eltern um mißratene Kinder, der Freund seines Volkes um das Vaterland empfindet. Hier quellen starke Quellen des Leides und dennoch reichere der Tröstung. «Ein Sohn so vieler Tränen kann nicht verlorengehen,» so hieß der Trost an die Mutter des größten

Kirchenvaters. Und er wird allen zuteil, die Leid tragen um des Guten willen. Es siegt zuletzt die Wahrheit, wenn auch langsam, auf Umwegen, durch Enttäuschungen und Niederlagen. Und die Freude über solche Siege der Wahrheit, die wir in Kampf und Weh mit errungen haben, steht so unendlich viel höher als alle Sinnenfreuden, als alle Geistesfreuden, die in Selbstsucht genossen werden. «Reichlich getröstet von Gott!» dieser Himmelstrost klingt zuletzt hinein in alles Leid um das höchste Wohl und Wehe der andern, klingt hinein in alles Leidempfinden.

Wer die gegenwärtigen Zustände der Menschen als unhaltbar, den inneren Zwiespalt, die Willensschwäche und das komplizierte, reflektierte, greisenhafte Wesen der heutigen Generation ebenso wie ihr trostloses und ansechtbares persönliches Gemeinschaftsleben als unerträglich empfindet, von dem wird heute das Leiden zeitgemäß empfunden.* Aber alles Leid ohne allen Unterschied, ist es nicht vielleicht, wie schon im äußeren Leben der Natur, «eine wohlthätige Warnung», ein Hinweis auf Güter, die dir noch mangeln, ein Engel, der dich mit Adlersfüßchen zu neuen Höhen tragen will:

«Ist die Perle dann gefunden in der öden Wellengruft,
Wirft du schnell emporgewunden, daß dich heilen Licht und Luft.»

Hat das nicht auch der große Schiller gemeint, wenn er sagt:

«Zwei der Wege sind es, auf denen der Mensch zur Tugend emporstrebt,
Schließt sich der eine dir zu, tut sich der andre dir auf.
Handelnd erringt sie der Glückliche, der Leidende duldend,
Wohl ihm, den das Geschick liebend auf beiden geführt.»

Auf zwei Wegen will Gott zur Vollkommenheit uns führen. Und auch «unter Leiden prägt der Meister in die Herzen, in die Geister sein allgeltend Bildnis ein». Einem kunstvollen Instrument, von höchster Meisterhand gespielt, gleicht die Menschenseele. Im Leben stets glücklicher Menschen werden nur die hellen, die oberen Töne gespielt. Aber muß der Kenner nicht zuletzt von einem solchen Leben urteilen: Wie schade, daß der Meister nicht auch die dumpfen, tiefen Töne erklingen ließ, damit auf dieser unendlich reichen Klaviatur die ganze Fülle der Harmonien ausströmen konnte und das Instrument in seiner ganzen Herrlichkeit sich zeigte. «Wohl dem, den das Geschick liebend durch beide geführt», Leid und Freude zu kosten, um sich in beiden zu bewähren. Was wäre das Menschenleben, dem das Leid fehlte? Es würde einem Soldatenleben

* Aus dem ausgezeichneten Buche: Dr. Johannes Müller, Die Bergpredigt, verdeutscht und vergegenwärtigt. München 1906.

gleichen, dessen Schulung nur auf dem Paradeselde erprobt wurde. Wohl schlägt das Soldatenherz höher, wenn die Truppe in kriegerischem Glanze mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen ausrückt und das Auge sich weidet an Jugendfrische und Gewandtheit, an blinkenden Waffen und schmuckem Farbenglanz. Aber das tieffste Sehnen jedes wahren Soldaten ist doch darauf gerichtet, daß diese Schulung und Kraft auch bewährt werde im Toben der Schlacht, in furchtbarer Gefahr, im bitterm Ernst der Feuerprobe. So ist es doch auch jedes ernstern Menschen Verlangen, in ernster Probe zu beweisen, ob all unser Glauben, Hoffen, Lieben echt war oder nur wie gleißender Flitter uns äußerlich anklebte.

Und hinein in die ernste, oft so furchtbare Bewährung unseres Glaubens nehmen wir doch die Gewißheit: «Gott ist getreu, der euch nicht läßt versuchen über Vermögen, sondern macht, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, daß ihr es könnet ertragen.» Ertragen läßt es sich und es muß ertragen sein. «Selig sind, die da Leid tragen.» Leiden adelt, viel höher als der Adelsbrief des größten Kaisers; Leiden verklärt, viel strahlender als das funkelndste Diamantendiadem; aber es muß getragen werden, nicht hinweggestoßen und verwünscht. Wer ihm, dem hohen Herrn der Herrlichkeit, nachfolgen will, der nehme sein Kreuz auf sich und folge ihm nach, daß er erfahre gleich ihm:

Reichtum ist Leiden, aber auch Leiden ist Reichtum!

Amen.

Dein Reich komme!

Predigt am ersten Adventssonntage (3. Dezember) 1905
in der evangel. Christuskirche zu Raibach

von

Dr. Ottmar Hegemann.

Die zweite Bitte des Unservaters.
Matthäus 6, 10.

«Dein König kommt in niedern Hüllen
Sanftmütig auf der Es'lin Füllen,
Empfang ihn froh, Jerusalem.
Trag ihm entgegen Friedenspalmen,
Bestreu den Weg mit grünen Halmen,
So ist's dem König angenehm.»

Siehe, dein König kommt zu dir! so tönt uns beim Eintritt in die traute hochheilige Weihnachtszeit die Adventsbotschaft entgegen. Diese Botschaft ist aufgerichtet wie ein Triumphbogen, durch den wir einziehen sollen in die vor uns liegende Zeit. Er kommt! Alle echte Religion liegt in dem einen Wörtlein beschlossen. Allzuoft hat man die Religion als bloße Vergangenhetsache hingestellt. Sie war der Moder, der sich dumpf und erstickend auf alles aufstrebende Leben legte, der Deckmantel, dessen sich die rückschrittlichen Richtungen bedienten, um ihre schwarzen Pläne zu verhüllen.

Wie erlösend darum die Botschaft; die Religion ist Zukunftssache, nicht träge Rückwärtsbewegung, sondern feurige Vorwärtsbewegung. «Es ist der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hofft.» «Wir rühmen uns der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit, die Gott geben soll.» «Wir vergessen, was dahinten ist, und strecken uns nach dem, das da vorne ist,» so rufen in rastlosem Vorwärtsdrängen die Apostel. Und er selbst, «der Herzog unsrer Seligkeit,» — wenn er sagt: «Das Reich Gottes leidet Gewalt, und die Gewalt tun, reißen es an sich» (Matth. 11, 12) — ist ein Marschall Vorwärts, der, so oft er neu

einreitet, um die Seinen zu mustern, ihnen jene Parole aufs neue zuruft, die er einst seinen Jüngern in den Mund gelegt: «Dein Reich komme!» Das Kommen des Reiches Gottes war seines Kommens Zweck und Inhalt. Und uns hat er bestimmt, daß wir mit allem, was wir sind und haben, für dies Ziel uns einsetzen. Darum: Dein Reich komme! Das ist das Ziel all unsres Strebens. Dein Reich komme! das ist der sichere Besitz unsres Glaubens.

I.

Dein Reich komme! Kürzer kann es nicht gefaßt werden, daß Menschenleben Trachten heißt nach einem Ziel! Mit dem Streben nach einem Zukunftsziel hebt das wahre Menschenleben erst an. Da ist ein junger Mann oder ein junges Mädchen. Träumerisch, nachlässig, teilnahmslos leben sie in den Tag hinein. Nun erwacht der feste Entschluß, ein Ziel zu erreichen, sei es ein Examen zu machen, einen Beruf zu erlangen oder eine Kunst zu erlernen. Dies Ziel wird zum Mittelpunkt des Daseins, dem sich nun die selbstfüchtigen, sinnlichen Antriebe unterordnen. Nicht mehr unter der Rute des Zwanges, sondern in freiwilliger, freudiger Strebbarkeit werden die Bildungsmittel benützt, um dem erwählten Ziele näher zu kommen. Der träumerische, nachlässige, gleichgültige Mensch wird eifrig und zielbewußt.

Wir haben den ungemein bezeichnenden Ausdruck für das Leben solcher, die ohne Ziel dahinleben: vegetieren, d. h. ein Pflanzendasein leben. Der große Schiller hat gesagt:

«Willst du das Höchste, das Größte: die Pflanze kann es dich lehren. Was sie willenlos ist, sei du es wollend. Das ist's.»

Der Mensch ist durch die wunderbar kunstvolle Organisation seines leiblichen und geistigen Lebens bestimmt, einem höheren Lebensgedanken zu dienen. Nur daß er diesen Lebensgedanken in bewußter Arbeit sich erringen muß, während die Pflanze, das Tier unbewußt den Lebensgedanken verwirklichen, der in ihrer Organisation beschlossen liegt. So gleicht der Mensch einer ungemein kunstvoll gestalteten Ampel, auf der aber erst ein Feuer entfacht werden muß, wenn sie nicht ihre Bestimmung verfehlen soll. Denn der Mensch ohne klar erfaßtes Lebensziel ist eine wandelnde geistige Leiche — es gibt viele solche Leichen!

Die Frage ist nur, worin eigentlich das Ziel bestehen soll, dem wir unser ganzes Leben unterordnen können? Besitz, Ehre, Macht, Lust, ein Familienglück, — das sind die Ziele, die den Menschen zumeist vor-schweben. Und doch ist das Leben eine Schule für jeden, die uns lehrt, daß alle diese Ziele — an und für sich — zuletzt des Lebens nicht

wert sind. «Es ist nicht draußen, da sucht es der Tor, es ist in dir, du bringst es ewig hervor,» sagt der Dichter. Und ein anderer: «Vor jedem steht ein Bild des, das er werden soll, solange er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.» Tiefer noch hat es der Kirchenvater gefaßt, wenn er sagt: «Du hast uns zu dir geschaffen und unser Herz ist unruhig in uns, bis daß es Ruhe gefunden hat in dir.» Unruhig wie die Magnetnadel, deren ruheloses Schwanken erst Ruhe findet, wenn sie den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht gefunden. Unser Ziel muß sein — in der Sprache unsrer Zeit gefaßt — die Herausgestaltung einer kraftvollen Persönlichkeit, die, ihrer selbst mächtig und vollbewußt, dem höchsten Daseinsgehalt sich erschließt. Nicht der Planke mehr zu gleichen, die von den Wellen hin und her geschleudert wird, sondern dem kundigen Piloten, der klaren Blickes sein Schifflein durch Wind und Wellen dem Ziele zu steuert.

Aber indem wir das erfassen, erfahren wir doch auch, daß wir nichts sind für uns allein, sondern nur als Glieder einer Einheit. Nur als Glieder können wir gedeihen. So sagte der große griechische Weise schon mit Bezug auf die äußere Welt. «Der Mensch ist ein Gemeinschaftswesen; wer nicht das Bedürfnis fühlt, mit seinesgleichen in Gemeinschaft zu leben, ist entweder ein Tier oder ein Gott: Freiheit liebt das Tier der Wüste, frei im Äther herrscht der Gott.» Als Menschen können wir nur in einem Reiche von Geistern das Ziel unseres Strebens finden.

Ein Reich, das ist ja auch in Wahrheit das Ziel, nach dem die Menschen zuletzt immer am meisten trachten. So stellt die römische Kirche den Menschen ein weltumfassendes Reich voll Macht, gegründet auf Einheit, vor Augen, und Millionen sind bereit, für dies Reich ihr Leben einzusetzen, obgleich es die Menschen der Selbstbestimmung beraubt. So ist in unsern Tagen in Millionen von Herzen die Hoffnung auf einen sogenannten Zukunftsstaat aufgeflammt, da alle Armen reich, alle Hungrigen satt, alle Elenden glücklich sein sollen. In unzählige verdunkelte Gemüther, die längst für jede christliche Verkündigung erstorben sind, hat diese Hoffnung Licht getragen. Und wenn dies Zukunftsbild auch blutrot koloriert ist, entsprechend dem Geschmack und dem Verständnis derer, für die es bestimmt ist, so ist es doch im ganzen ein Beweis für die ungebrochene Gesundheit unsres Volkes; denn wo noch starke, willenskräftige Hoffnung ist, da ist auch Leben. Wenn erst einmal alles gesunde Leben der Volksseele ertötet wäre dann wäre auch diese Hoffnung erstorben. Und mag jene Hoffnung auch noch so töricht sein, wahr ist sie doch gewiß darin, daß sie lehrt, im Gedanken an die große Gemeinsamkeit aller Menschen, die alle Brüder sind das eigene kleine Los zu vergessen und daß nur durch Zusammenwirken

aller eine Wendung kommen kann. Wie irrig ist es freilich, zu meinen, die Verhältnisse müßten besser werden, damit die Menschen besser werden, während doch die Verhältnisse nichts sind als die Menschen in ihren gegenseitigen Beziehungen; zu meinen, von außen her müsse die Besserung kommen, während doch jeder entscheidende Umschwung von innen her kommen muß.

Darin ist der andre Reichsgedanke tiefer, der die Herzen der Besten in allen Völkern erfüllt: der nationale Gedanke, der adlergleich von den napoleonischen Schlachtfeldern im Anfang des 19. Jahrhunderts sich emporgeschwungen hat, um die Verlass'nen, Heimatlosen mit der goldnen Schwinge zuzudecken; er richtet sich gleichfalls allezeit und allüberall auf ein Reich, ein Reich, gegründet auf das Band der Blutzgemeinschaft. Und was besagt dieser völkische Gedanke in seiner vollen Reinheit anders, als das Innerste, Eigenste zu schirmen und zu wahren: die nationale Sprache, Sitte, Kultur wider alle feindlichen Gewalten! Darin fällt er zusammen mit dem religiösen Gedanken. Denn was ist Religion anderes, als die Wahrung und Verteidigung der von Gott verliehenen Eigenart wider alle verflachenden und verwüstenden Einwirkungen der umgebenden Welt?

Darum ist auf der Welt nichts Höheres als der nationale Gedanke:

«Der für seine Hausaltäre
Kämpfend, ein Beschirmer, fiel,
Ehret ihn das höchste Ziel»

und «das teuerste der Bande wob der Trieb zum Vaterlande.» Gewiß, in tausenden von Herzen hat dieser Volksgedanke starke Kräfte der Selbstlosigkeit, der Reinheit, der Aufopferung wachgerufen, die alles Niedere und Selbstsüchtige verzehren, hat sie erlöst vom Ich, dem dunkeln Despoten, und ihnen damit das Verständnis erschließen helfen auch für die Religion.

Denn allerdings bedarf der nationale Gedanke der Ergänzung. Wie oft hat der reine Nationalismus etwas Hohles, Unwahres an sich. Er behauptet, im Dienste der höchsten Ideale zu stehen, und erstrebt in Wahrheit nur äußern Glanz und Schein. Man sucht den Gegner mit Gewalt und Geschrei niederzuringen, statt sich zu besinnen auf die starken Wurzeln völkischer Kraft, die doch nur liegen in der eigenen Leistung, um der Welt die Bedeutung des eigenen Volkstums zu offenbaren. Und wie oft paart sich mit den Reden höchster Begeisterung tiefste Gemeinheit der Gesinnung.

Darum muß der nationale Gedanke, wenn er nicht entarten soll, sich vermählen mit dem religiösen Gedanken. Dieser hat seinen Sitz im Gemüt, im innersten Weben und Leben der Seele, aus dem Sprache, Sitte, Kultur erst ausstrahlen. Wenn dieser innerste Herd des Seelen-

lebens nicht durchglüht wird von höherem Feuer, so bleibt die Seele dennoch kalt und dunkel. So offenbart es auch die deutsche Geschichte. Der religiöse wie der nationale Gedanke entarteten und verkamen immer wieder, solange sie isoliert blieben. Nur in den Tagen der Reformation und der Befreiungskriege, wo beide Gedanken sich gegenseitig durchdrangen, traten sie kräftig und gesund hervor. Daraus folgt, daß der nationale Gedanke sich zuletzt auf ein höheres Reich richten muß als jenes ist, das auf Fleisch und Blut sich gründet. «Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht erben.» Wohl wächst dieses höchste Reich — wie alles in Gottes Schöpfung — wachstümlich, organisch aus den Zellen der Familien-, der Volks-, der Landesgemeinschaft hervor, aber dem schattenden Baume gleich reckt es die Äste doch auch empor in die Bläue des Himmels, es ist ein Reich, an dem alle Völker Anteil haben sollen. Und jeder wahrhaft national, völkisch Gesinnte muß zuletzt lernen, sein eigen Volk als Werkzeug, als Organ für das höchste Ziel des Geistesreiches anzusehen, das sich nicht mehr auf der Blutsgemeinschaft, sondern auf der Geistesgemeinschaft aufbaut. Und wie man den edeln Volkskaiser Josef II. den Schächer der Menschheit genannt hat, so sollen auch wir alle Schächer der Menschheit werden, denen das höchste Ziel des Strebens wird die Bitte: «Dein Reich komme!»

II.

Daß dies Zukunftsreich aber das höchste Ziel der Zukunft werden kann, liegt darin begründet, daß es auch sicherer Besitz der Gegenwart ist, aus dessen Dasein wir die Hoffnung auf die Zukunft erst schöpfen.

Darum klang es vor 1900 Jahren: «Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen.» Gekommen war es im Heiland. Er hat es uns ja gelehrt, wie es kommt; nicht vor allem in äußern Herrlichkeiten und Machterweisen, sondern indem Gottes Wille geschieht. Und in Jesus geschah Gottes Wille. «Deinen Willen, o Gott, tue ich gerne und dein Gesetz habe ich in meinem Herzen,» dies Wort war in ihm lebendige Wirklichkeit. Darum war in seiner Seele die Einheit zwischen Gott und Mensch, darum erschien in ihm der Anbruch des Reiches Gottes. Da hatte der Himmel die Erde geküßt, weil, wenn auch in unendlich kleinem Raume, Gottes Wille in ihm, dem wahrhaft gottgeistigen Menschen, geschah.

Das Reich Gottes war da, noch verhüllt und verschlossen in der Seele eines Einzelnen, aber doch wahrhaft wirksam und kraftvoll gegenwärtig. Es war noch in Knospengestalt, aber gerade die Knospe muß ja

jeden fühlenden Menschen besonders entzücken, weil sie das kommende Leben der vollentfalteten Blüte wie in einem duftigen Geheimnis ahnen und zum Teil schon schauen läßt. Mit solchem ahnungsvollen Wehen umfängt uns die taufrische erste Morgenstunde eines Sonnentages oder das erste Erwachen des keimenden Frühlings oder ein strahlendes Kinder-
 auge. Sie alle zeigen uns Leben in quellfrischer Reinheit und lauterer Ursprünglichkeit. Ein gleicher unendlicher Zauber liegt auch auf den Frühlings-
 tagen in Galiläa, da Jesus in ungebrochenem Vertrauen den Menschen verkündete: «Das Reich Gottes ist mitten unter euch.» Und nirgends ist dieser Zauber ergreifender festgehalten, als in den Selig-
 preisungen der Bergpredigt. Hier ist ausgesprochen das volle Gefühl der menschlichen Endlichkeit, Bedürftigkeit, Schwäche, Niedrigkeit und doch zugleich die überschwengliche Befeligung, die jedem zuteil wird, der sich in tiefer Sehnsucht dieser Befeligung erschließt. Das ist die Überwindung aller irdischen Gegensätze in der Einigung mit Gott, im Bewußtsein der echten Geisteswürde. Das ist das Reich Gottes auf Erden, wenn auch äußerlich gering und verborgen wie der verborgene Schatz im Acker oder die Perle im Meeresschoße.

Und wie es einst kam in Jesus, so kommt es noch heute überall da, wo Gottes Wille geschieht. Wo immer ein Mensch in den kümmer-
 lichsten Verhältnissen sich hindurchringt, Gottes Willen zu tun mit der letzten Kraft, und ob das Herz auch bricht, mag die äußere Lage noch so trostlos und verzweifelt sein, da ist Gottes Reich. Wie oft werden wir fast unerträgliche Verhältnisse und Menschen nicht ändern können, was wir aber können und sollen, das hat jenes arme Hugenottenweib, das gefangen saß in der Tour de la Constance in Nîmes in Südfrankreich mit unorthographischer Schrift in den Boden eingekritzelt: «Résistez». Haltet Stand! Haltet Stand, solange es der schwachen Kraft noch möglich ist, kämpfet ritterlich an gegen die Verhältnisse, die euch erdrücken wollen, und verkauft euch nicht und laßt euch nicht entehren.

Und wenn ihr so den Willen eures Gottes tut, werdet ihr die Wahrheit des Wortes erfahren: «Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles andere zufallen.» Die Geschichte lehrt es ja auf allen Blättern, daß solche Völker, die für ihre innere oder äußere Freiheit und Selbständigkeit die größten materiellen Opfer gebracht haben, ja dadurch bis an den Untergang herangeführt wurden, zuletzt, auch materiell betrachtet, in glänzendem Aufstieg die Güter der Kultur gewannen, während die Völker, die sich stumpf und gedankenlos dem Tyrannenjoch um ihrer materiellen Wohlfahrt willen beugten, auch materiell verfaulten und verkamen. «Das Reich, da Fried'

und Freude lacht,» es hält nur da seinen Einzug auch äußerlich, wo der Wille Gottes geschieht, aber da zieht es auch gewiß ein früher oder später, das lehrt uns die Geschichte der Völker wie die Geschichte der einzelnen Menschen.

«Dein Reich komme!» Stürmische Bewegung geht in diesen Tagen durch die Welt. Im fernsten Osten stieg das Banner der roten aufgehenden Sonne empor und die beiden alten Kaiserreiche Europas sind in gewaltiger Gärung. Eine neue Verfassung, ein neues Wahlrecht, damit soll die franke Zeit geheilt werden. Einige Änderung der Gesetze, und man hofft auch die Menschen dadurch anders zu machen. Ach, wenn es in ganz besonderem Sinne sich jetzt bewahrheitet: «Es reden und träumen die Menschen viel von besseren künftigen Tagen, nach einem glücklichen goldenen Ziel sieht man sie rennen und jagen,» so erfüllt sich auch das andere: «Das Rechte, das Gute führt ewig Streit, nie wird der Feind ihm erliegen.» Das wahre Reich, «es ist nicht draußen, da sucht es der Thor, es ist in dir, du bringst es ewig hervor.» Denn es ist und bleibt ein Reich des Herrn der Geister, ein Gottesreich. Dies sei das ewige Ziel unseres Strebens und doch auch der sichere Besitz unseres Glaubens, den niemand uns entreißen kann:

«Das Reich muß uns doch bleiben!»

Amen.

„Eins ist not!“

Predigt, gehalten am 21. Jänner 1906 in der evangelischen
Christuskirche zu Raibach

von

Pfarrer Dr. Hegemann.

«Martha, Martha, du hast viel
Sorge und Mühe; eins aber ist not,
Maria hat das gute Teil erwählt,
das soll nicht von ihr genommen
werden.»

Lukas 10, 41 u. 42.

Was wir suchen, ist das Glück! Wir suchen es durch unseren Beruf, wir suchen es in unserer Familie, wir suchen es in treuer Arbeit an unseren Mitmenschen, wir suchen es in Kunst und Wissenschaft, wir suchen es auch in der Religion. Wir ziehen aus als Glücksjucher, um das Glück auf Erden zu finden, freilich nur, um auf die mannigfachste Weise zu erfahren:

«Hier ist sie nicht,
Die Heimat der Seele ist droben im Licht.»

Auf Erden ist das Glück als ungestörtes Genießen und heitere Ruhe für keinen Menschen zu finden, unselig jeder, der noch diesem unerreichbaren Traumbild nachjagt.

Und dennoch läßt das Glück sich finden: als ein verborgener Schatz, den wir mit Furcht und Bittern in Händen halten, im irdenen Gefäß der oft so unvollkommenen Lebensformen unseres äußeren Daseins, ein Schatz, der uns immer wieder zu entschwinden droht, den wir aber dennoch im Glauben als sicheren Besitz innehaben. «Ich gebe den Meinen das

ewige Leben und sie werden nimmermehr umkommen und niemand wird sie aus meiner Hand reißen», sagt der Heiland.

Nur dann aber werden wir diesen Schatz finden, wenn wir Christi Mahnung erfassen und befolgen: «Du machst dir viel Sorge und Mühe, eins aber ist not, das ist das gute Teil, das nicht genommen werden soll.» «Eins ist not», in diesem Worte liegt das ganze Geheimnis aller echten Lebenskunst. Eins ist not: das soll uns hinweghelfen über die schweren Hemmnisse unseres Lebens. Eins ist not, das soll uns hinleiten zu den Quellen des ewigen Lebens.

Es möge erlaubt sein, zum Teile mit den Worten des edlen Russen Leo Tolstoj, der wie kaum ein zweiter von allen Mitlebenden auf den Höhen der Erfahrung, des Ruhmes, der Erkenntnis steht, Christi Gedanken zu verdeutlichen. Wenn ungezählte, die diesen Gedanken verstehen könnten, es nicht wollen, andere die ihn verstehen wollen, es nicht können, so mag es uns eine starke Ermutigung sein, daß einer der besten aus den Millionen der heutigen Menschheit des Lebens Aufgabe so voll und tief erfaßte.*

* * *

Wir möchten alle so gerne glücklich sein! Aber wir können es nicht! Immer aufs neue werden wir durch Entbehrung, Fehlschläge, Enttäuschungen, Unglücksfälle, Krankheit, Mißgeschick, Widerwärtigkeiten, seelische Kümmernis aus der Bahn geworfen, in unserem Gleichgewichte gestört. Gerade wenn wir das Glück zu haschen wähen, erkennen wir es so oft als täuschendes Irrlicht.

Solange wir das Glück in Genuß und Vermeidung von Unlust setzen, ist und bleibt das Glück ewig unerreichbar. Und doch setzen fast alle Menschen das Glück gerade in diese beiden Dinge. Wohl gibt es ja überhaupt sehr wenige, die ein klares Bewußtsein davon hätten, was sie überhaupt an allgemeinen Gütern erstreben. Aber wenn man es ganz vorurteilslos prüfen und abschätzen würde, so würde man entdecken: der Lebensinhalt der meisten ist Streben nach Genuß und Furcht vor Unlust. Weil dies Streben sie ganz allein regiert, suchen sie mit ängstlicher Sorge und heißem Bemühen: Vermögen, Vorwärtskommen, Familienglück, Gesundheit, für sich und die ihrigen. Denn dies alles ist ja die notwendige Voraussetzung für ungestörten Lebensgenuß und Bewahrung vor Leiden.

Und doch kann im Trachten nach diesen Dingen unmöglich der eigentliche, letzte Zweck des Lebens liegen. Unmöglich ist das Trachten, nur genießend leben und dem Leiden um jeden Preis entfliehen zu wollen.

* Vergl. Leo Tolstoj: «Der Sinn des Lebens.» München, Albert Langen, 1901. Preis K 1·20.

Ein Leben, das nur in Genüssen besteht und von keinem Leiden gestört wird, ist nicht möglich. Die Welt ist nun einmal so eingerichtet, daß unzählige sich mühen müssen, um wenigen Genuß zu bereiten, ein Genuß, der dann viel verlockender der heißen Sehnsucht derer vorschwebt, die ihn entbehren, als er den Genießenden tatsächliche Freude bietet. Wenn aber auch das ganze Leben nur aus Genüssen bestände, das Ende des Lebens, der Tod, ist immer mit Leiden verbunden. Der Tod ist die dunkle Pforte, die wir alle durchschreiten müssen, der tragische Ausklang, mit dem jedes einzelne Leben abschließt. Wie verhüllen die Menschen vor diesem Ende ihres Trachtens ihr Angesicht! Sie wollen es nicht wissen:

«Nach Trübsal, Angst und mancher Not
Kommt endlich noch zulezt der Tod.»

Als wenn der furchtbare Schnitter Tod damit aus der Welt geschafft wäre, daß man ihn zu vergessen sucht! Ganz zweifellos ist der Tod unser allerletztes irdisches Ziel. Kann darin der Zweck des Daseins liegen, kann er liegen in einem exträumten Genuß, den es auf Erden gar niemals gab noch geben kann?

Kann es des Schiffers Zweck sein, die Wellen, die sein Schiff hin und her schleudern, zu meiden? Doch nur dann, wenn er kein Schiffer mehr wäre! Kann es des Soldaten Zweck sein, den Kampf zu meiden? Doch nur dann, wenn er kein Soldat mehr wäre! Kann es des Menschen Zweck sein, die Leiden zu vermeiden, die Genüsse zu erlangen? Dann wäre er kein Mensch mehr! Genüsse und Leiden sind notwendig. Sie sind das Ein- und Ausatmen der Seele, Nahrungsaufnahme und -ausscheidung. Aber so wenig wir leiblich leben um zu essen, sondern essen um zu leben, so wenig können wir im Aufsuchen der Genüsse und im Ausweichen vor den Leiden des Lebens letztes, höchstes Ziel erkennen. Das Ziel des Lebens muß ein allgemeines und geistiges sein.

Darum sagt der Heiland: «Tut Buße», das heißt: Bedenkt den Wahnsinn eures irdischen Trachtens nach Lust und Ehre, begreift euch selbst, wer ihr seid, wozu ihr existiert. Das Wohl eurer selbst als einer Einzelperson oder eurer Familie oder des Standes oder Staates oder Volkes, das alles kann nicht der letzte Zweck eures Lebens sein. Ihr habt gar nicht das Recht, dies Ziel euch nach eigener Wahl zu setzen, da euch das Leben nicht gehört, sondern der Macht, die euch kunstvoll und wunderbar hervorgebracht hat. Diese Macht hat durch alle Wunder der Natur, der Weltgeschichte, der geistigen Schöpfungen, der Heils offenbarung dargetan, daß sie Gedanken besitzt. Gedanken, soviel höher als unsre Gedanken, wie der Himmel höher ist als die Erde. Um dieser

wunderbaren Geisteskraft willen, die in allen Schöpfungswerken ausgebreitet ist, kann diese ewige Macht Vertrauen von uns beanspruchen, Vertrauen, das wir in der Gestaltung der kleinen Wege unseres eigenen Lebens betätigen müssen. Aus Natur, Geschichte, Gottes Wort enthüllt sich uns aber der Lebenszweck als ein geistiger und gemeinschaftlicher, als ein Reich der Geister:

«Du ahnest es hienieden,
Doch droben bricht es an.»

Wenn wir die Eine erfaßt haben, was not ist zu erfassen, dann wissen wir, auch in all unserem Handeln und Schaffen ist doch nur Eines not. In den Stunden seelischer Depression, des Kammers, der Furcht, des Zorns und Argers über die Menschen, sollten wir uns daran halten: Nicht daß wir verschiedene Werke schaffen, Kinder erziehen und glücklich machen, Geld erwerben, Ehrenstellen erlangen, für die Menschheit wirken, nicht alles das ist not. Not ist ja doch nur das eine einzige, daß wir geistige Wesen werden, die in Gottes Reich hineinpassen. Daß unsere äußern Verhältnisse, daß unser Beruf ungestört, unsere Familie gesund, unsere Ehre unbefleckt, unser Glück vollkommen sei, das ist nicht not. Aber das Eine ist not, daß unser Leben selbst ein ganzes, gutes, vernünftiges Werk sei. Und zwar nicht in den Augen der Menschen, nicht in unseren eigenen Augen, sondern in Gottes Augen. Und solange wir leben, haben wir die Möglichkeit, mit einem einzigen Ruck es dazu zu machen, wenn es auch noch so schlecht, unvernünftig, unvollkommen gewesen wäre.

Durch diese eine Erkenntnis aber erscheint uns mit einem Mal alles Sinnen, Trachten, Kennen, Sagen, Loben, Tadeln, alles Reden und Handeln auf dem Markt und in der Kammer als blinde Unvernunft. Es fällt auf alle Lebenserfahrungen ein ganz neues Licht, daß wir mit dem Apostel sprechen lernen: «Was mir Gewinn war, das habe ich um Christi willen für Schaden geachtet. Denn ich achte es alles für Schaden gegen der überschwenglichen Erkenntnis Christi Jesu meines Herrn.» Und umgekehrt: Was mir Schaden war, das habe ich um Christi willen für Gewinn geachtet! Hemmung ward mir Förderung! Was not ist, ist dein seelisches Leben zu heben. Dein seelisches Wesen aber kannst du nur dadurch heben, daß du in deinem tierischen Leben Reinheit, in deinem menschlichen Leben Demut, in deinem göttlichen Leben Liebe erstrebst. Mit wahrhaft prophetischem Geiste hat Tolstoj damit des Lebens Zweck nach seiner Entfaltung in seinem dreifachen Verhältnis zu uns selbst, zu unsern Mitmenschen und zu Gott bestimmt.

Um deiner Reinheit willen sind dir Entbehrungen, Enttäuschungen, Schmerzen völlig unentbehrlich. Wenn Gott dir alles gäbe, was du so heiß verlangst, so innig wünschest; wenn du nicht hindurch müßtest durch qualvolle Entbehrung, wie weichlich, sinnentrunken, leidenschaftlich, mit einem Wort: wie unrein würde deine Seele. Nur das, wofür wir opferten, achten wir. Reinheit der Seele muß dem Leibe, dem Tierischen an uns, fast immer mühsam abgerungen werden. Das kann nur durch Opfer, durch Entbehrung geschehen. In all den Stunden, wo wir zu verschmachten scheinen im heißen Durst nach Freuden, da sollten wir bedenken: Eins ist not! All das andre mag wertvoll, köstlich sein, aber doch nicht not.

Eins ist not. Darum soll sich in deinem göttlichen Leben Liebe gestalten. Sie ist ja das eigentlich Göttliche, Geistige im Menschen. Liebe im echten Sinne ist die Kraft der Seele, in unermüdetem Wohlwollen, in nie versagender Treue die geistigen Zwecke unserer Mitmenschen, unseres Volkes, des Reiches Gottes zu fördern. Das Tier kennt nur die Erhaltung seines Leibes und seiner Gattung. Ob der Mensch ein geistiges Wesen ist, muß sich darin offenbaren, ob sein Sinn sich erschließt für geistige Aufgaben, die niemals ein einzelner lösen kann, die vielmehr immer Sache einer Gemeinschaft sein müssen.

Damit aber solche Liebesgestimmung erwachsen und sich bewähren könne, sind alle die Hindernisse, die uns so oft das Leben fast unerträglich machen, ganz unentbehrlich. Wenn wir nicht Haß, Stumpfheit, Bosheit, Verständnislosigkeit bei unsern besten Absichten kennen lernen würden, wenn wir nicht in böse Gerüchte hineinkämen, so würde sich unsere Liebe nie bewähren können. Auch hier macht nur Übung den Meister. «So ihr nur die lieb habt, die euch lieb haben, was tut ihr Sonderliches», sagt der Heiland. Er selbst hat die heftigste Feindschaft, den größten Undank erfahren, der sich jemals gegen einen Menschen richtete. Aber wäre das nicht gewesen, hätte dann die Welt die Feier der allergrößten Liebe je gesehen, die in Gethsemane und Golgatha sich abspielte? Und so auch bei uns. Wenn unsere Liebe erwidert wird, auf Dank und Anerkennung stößt, da ist sie im Grunde nicht von versteckter Selbstsucht zu unterscheiden. Solange jeder Liebesbeweis reichen Lohn trägt, solange ist die Liebe nichts Starkes, nichts, was in sich eigenes Leben hätte. Anders wenn die Liebe zunächst etwas Aussichtsloses ist, mit Bosheit und Unverstand zu kämpfen hat und sich doch nicht abschrecken läßt. Dadurch beweist die Liebe, daß es ihr wirklich um die Sache und Person zu tun ist und nicht um äußern Lohn. Darum achtet es zuletzt eitel Freude, wenn euch die Menschen so oft nicht verstehen, wenn ihr unerkannt, ver-

dächtigt, angefeindet über diese Erde geht. Denn das alles ist notwendige Voraussetzung und Bewährung eurer Liebe.

Und durch beides, durch Entbehrung wie durch Feindschaft der Menschen, kann allein das echteste Kleinod eines bewährten Christen, die Demut, euch zufallen. «Den Hoffärtigen widerstehet Gott, den Demütigen gibt er Gnade.» Die Demut ist die köstlichste Perle in der Strahlenkrone, die das Haupt jedes echten Christen schmückt. Demut aber erwächst nur durch Demütigung. Wir alle gedenken wohl mit brennender Scham, wie mit aufkochender Entrüstung, der vielen Demütigungen und Herabwürdigungen, die wir zu erdulden hatten. Gerade der, welcher viel Ehren und Würden empfängt, muß auf der anderen Seite durch empfindlichere Demütigungen hindurch, wie einer, der sich an hochfahrende, geringschätzige Behandlung gewöhnt hat. Wie es denn einer der größten Vorzüge eines niederen Standes ist, daß der Mensch durch ihn unempfindlicher wird gegen Kränkungen und Widerwärtigkeiten. Wie sehr aber steht eine solche Behandlung im Widerspruch mit allem, was wir nach unserem berechtigten Gefühl von Menschenwürde erwarten dürften. Des Reichen Stolz, des Mächtigen Mißhandlung, das wird von Shakespeare aufgeführt unter den schwersten Geißeln und Schmerzen des Lebens. Und doch ist uns nichts so not, wie solche Erfahrungen, die uns in der Demut üben. Wie leicht wird doch das arme Menschenherz hoffärtig, überhebend, indem wir «Fleisch zu unserem Arm machen», wie die Schrift sagt. Wir sollten «auf nichts Vergängliches bauen, nicht Eitelkeit uns freun» und doch, wie leicht bauen und pochen wir auf Ehre, Gut und eigene Kraft, statt allein auf ihn zu bauen, der allein dem Menschen Leben und Odem gibt. Darum tun uns Demütigungen not, damit wir unserer eigenen Erbärmlichkeit innwerden. Wir wissen ja alle so viel zu schelten über fremde Schlechtigkeit! Ach wenn wir doch nur von unseren eigenen Mängeln immer voll überzeugt wären, wir würden leichter durchs Leben finden. Solche Demut aber ist eine Kunst, die nur sehr schwer erlernt und nur allzuleicht vergessen wird.

«Eins ist not», eins, daß wir geistig uns läutern, rein und treu und demütig werden. Weil dies Eine not ist, darum ist auch so viel anderes not, was wir gar nicht für nötig halten, was aber Gott in seiner Weisheit dennoch so geordnet hat. Aber der Heiland spricht: «Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht, ich will euch erquicken.» Wenn er uns das Eine anbietet, was not ist, so meint er damit doch zuletzt etwas, was uns trösten und stärken, nicht aber niederbeugen soll, eine köstliche Perle, die an Wert alle irdischen Güter übertrifft, so daß wir durch deren Besitz entschädigt werden für den Verlust aller übrigen Güter. Das meint das Lied, wenn es sagt:

«Wie dies eine zu genießen sich Maria dort befließ,
Als sie sich zu Jesu Füßen voller Andacht niederließ,
Das Herz ihr entbrannte, nur einzig zu hören,
Was Jesus, ihr Heiland, sie wollte belehren,
Ihr alles war gänzlich in eines versenkt
Und wurde ihr alles in einem geschenkt.»

Dies Eine ist Jesu heiliges Wort! Je reicher die menschliche Erfahrung wird, um so mehr wird sie irre werden an dem, was menschliche Weisheit über die letzten Ziele und Aufgaben des Daseins eronnen, wie an dem, was die Kirche als heilige Lehre aufgestellt hat. Aber inmitten dieses Meeres von Irrtum gibt es doch ein heiliges Land der Wahrheit, ein «Hilligenlei», wie es ein Dichter unserer Tage sich ersehnt, das ist Jesu göttliche Wahrheitslehre. In ihr erfüllt sich, was der Apostel ausspricht: «Christus ist unser Friede. Er hat verkündigt im Evangelium den Frieden, euch, die ihr ferne wart, und denen, die nahe waren.»

Mögen denn die Träger des kirchlichen Christentums in noch so vielen Punkten irren, im Mittelpunkte ihrer Überzeugungen, daß sie Christus (wenn auch einen unverstandenen Christus) als das Eine erkennen was not ist, haben sie dennoch Wahrheit. Und auf der anderen Seite, die Träger moderner Kultur: mit ihrem besten, reinsten Wahrheitsstreben können sie nichts Höheres, Wahreres finden als das Evangelium. «Das Evangelium ist eine durch religiöse Genialität gefundene Darlegung der Gesetze des geistigen Lebens, es ist also wesentlich Beschreibung, so sehr Beschreibung, wie die Chemie und Physik Beschreibungen sind. Durch Beobachtung des Lebens ist das Evangelium bisher noch immer bestätigt worden: man kann daher ruhig jedem freistellen, das Evangelium stückweise aus der Geschichte und dem Leben zu sammeln, während er es einfacher (bei Jesus) so leidlich schon beieinander finden kann» (Lagarde). Je länger, je tiefer wir in diese reine Jesuslehre eindringen, um so mehr werden wir inne, daß hier das Eine ist, was not tut allen Zeiten und allen Menschen: «eine reine, reiche Quelle, die nun dorthier sich ergießet, unergründlich, ewig helle, rings durch alle Welten fließet» (Goethe). Dies Eine, Notwendige kann uns helfen, daß wir das andere erlangen, was uns not ist: echte Geistesmenschen zu werden:

«Eins ist not, ach Herr, dies Eine, lehre mich erkennen doch,
Alles andre, wie's auch scheine, ist ja nur ein schweres Joch,
Darunter das Herze sich naget und plaget und dennoch kein
rechtes Vergnügen erjaget,

Erlang' ich dies Eine, was alles ersetzt,
So bin ich mit einem in allem ergötzt.»

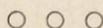
Amen.

Stille zu Gott!

Predigt, gehalten am 28. Jänner 1906 in der evangelischen
Christuskirche zu Laibach

von

Pfarrer Dr. Ottmar Hegemann.



„Meine Seele ist stille zu Gott,
der mir hilft.“

Pfalm 62, 2.

Ein großer Spötter, der hochbegabte Franzose Voltaire, hat das bekannte Wort gesprochen: „Wenn es keinen Gott gäbe, müßte man ihn erfinden.“ Oder mit anderen Worten: Die Gottesvorstellung ist für uns Menschen schlechterdings unentbehrlich! Warum aber unentbehrlich? Deshalb, weil wir Menschen ein Schwergewicht brauchen, das unser leichtbewegliches Wesen im Gleichgewicht hält. Wie bei jener uns allen bekannten (römischen oder Schnell-) Wage das Eisen auf der einen Seite den auf der anderen kurzen Hebelseite angebrachten wechselnden Gegenständen das Gleichgewicht hält. Wir alle haben es ja in unserem Leben erfahren, wie so viele, viele aus dem Gleichgewicht kommen! Sie fallen in Selbstmord, in seelische Überreizung, Irrsinn, Trübsinn, Verbitterung und Verhärtung, in Laster und Vergehen, — weil ihnen das seelische Gleichgewicht abhanden kam oder weil sie es niemals erlangten. Ohne ein starkes Gegengewicht können wir den Schmerzen, Sorgen und Verlockungen der Welt und dem unaufhörlichen Druck, den sie auf uns ausüben, nicht standhalten.

Nur der reine Gottesglaube aber vermag dies Gegengewicht zu bieten! „Ruh' kann die Welt nicht geben dem Geist, der ewig ist. Nur der hat Ruh' und Leben, dem du, Gott, alles bist.“ Es ist ein wunderbar

tiefes Wort im 1. Johannesbrief: „Daraus erkennen wir, daß wir aus der Wahrheit sind und können unser Herz vor ihm stillen.“ „Er steht auf und bedroht den Wind und das Meer (der Leidenschaften und Ängste): da wird es ganz stille.“ (Matth. 8, 26.) Hieraus folgt die hohe Lebensaufgabe: Sei stille, stille zu Gott. Aber auch die herrliche Verheißung, ohne welche wir die Aufgabe nicht lösen können: Gott hilft! In beidem offenbart sich Kraft und Macht des Glaubens.

I.

„Sei stille zu Gott!“ Vierfach entfaltet sich die Aufgabe, die in dieser Mahnung uns gesetzt ist. „Sei stille zu Gott!“ Zum ersten im Sturm der Begierden und heißen Wünsche, die unser Herz erregen. Wer es könnte! An wie manchem Grabe geknickter Hoffnungen sind wir gestanden, wie manches Menschenleben sahen wir jämmerlich versinken im Kot der Lüste und schmutzigen Gewohnheiten, weil die Kraft fehlte, auch nur kurze Zeit den Versuchungen und Lockungen standzuhalten.

„Den heißen Wunsch nach Freuden,
Den lenke himmelwärts.“

Gerade in unseren Tagen wird der Wunsch nach Genuß, Besitz, äußerem Glanz immer ungestümer in den Herzen der Menschen. Über die Enge und Dürftigkeit ihres Daseins streben sie hinaus, darum leben sie über ihre Verhältnisse, der Schein und Prunk verdrängt die schlichte Einfachheit früherer Zeiten in allen Lebensformen. Insbesondere die heranwachsende Jugend ist von diesem Zuge ergriffen. Ach wie oft nimmt sie die Freuden voraus, die einem höheren Alter vorbehalten sind, wie oft will sie in einer Lebenszeit, die stiller Entwicklung und Ausbildung geweiht sein sollte, den Freudenbecher des Lebens bis zur Hefe auskosten. Genußsucht, Erwerbsgier, hohles Scheinwesen nehmen so in geradezu erschreckendem Maße zu, wie denn einer der höchsten Beamten des Deutschen Reiches (Graf Posadowsky) vor kurzem im deutschen Reichstage dieses materielle, aller Opferwilligkeit abgeneigte Treiben, gerade auch der höheren Stände, für den Krebschaden unserer Zeit erklärte.

Aber was helfen denn alle die gesetzgeberischen Maßnahmen, alle die Organisationen und Vereine für die verwahrloste Jugend und Notstände jeder Art, alle die noch so wohlgemeinten Mahnungen besorgter Eltern, wenn nicht das eine große Heilmittel, das allein der Glaube bieten kann, wirken darf? „Sei stille zu Gott!“

Die gläubige Seele darf von ihm im Passionsliede sprechen:

„Von dir, Quell aller Güter,
Ist mir viel Gut's getan:
Dein Mund hat mich begabet
Mit wunderbarem Trost,
Dein Geist hat mich gelabet
Mit reicher Himmelskost.“

Freilich müßten wir, um solchen Trost zu empfangen, auch mit dem Apostel sprechen lernen: „Ich betäube meinen Leib und bezähme ihn.“ Wir sollten nicht jedes Lüstchen als ein heiliges Gut betrachten, das wir um jeden Preis auskaufen müssen. Dann aber, wenn wir zu entsagen und verzichten lernen könnten, wo es sein muß, würden wir auch erfahren:

„In Gott ist die Ruh', in Gott ist Vergnügen.“

Hier ist das Wesen, wenn wir so oft nur den Schein suchten. Freilich, nie werden wir ganz die Wünsche unserer Brust ertönen können und das heiße Glücksverlangen bleibt immer lebendig, aber wir lernen doch, wenigstens nach außen hin, stille zu sein, Fassung zu bewahren, uns nicht widerstandslos treiben zu lassen, sondern aufrecht zu stehen.

Stille sein! Sich Ruhe erkämpfen für das arme, sehrende Herz, durch Erdensturm zum Himmelsfrieden: welch eine hohe Lebensaufgabe. Lerne diese Aufgabe, lerne sie auch im Leide! Wenn Schmerzen uns durchwühlen, Schmerzen der Seele oder des Leibes, so haben wir das heiße Verlangen, diesem Schmerz auch Ausdruck zu geben. Hat doch der Heiland selbst in Gethsemane Zeugen seines Jammers haben wollen, war es doch selbst für ihn die tiefste Qual, als es sich erfüllte: „Sie ließen ihn alle allein.“

Ja, es ist des Dichters heiliggroßes Vorrecht:

„Und wenn der Mensch verstummt in seiner Qual,
Gibt ihm ein Gott, zu sagen was er leidet.“

Und dennoch höher noch die Aufgabe: „Lerne zu leiden, ohne zu klagen.“ Wie Luther es einst sagte:

„Schweig, meid, vertrag,
Dein Leid niemand klag,
Gottes Hilf kommt alle Tag.“

Was können Menschen helfen, wenn wir ihnen auch klagen? Sie sind ja meist ohnmächtig, zu helfen und ein jeder trägt seine eigene Last:

„Jeder treibt
Sich an dem andern rasch und fremd vorüber
Und fraget nicht nach seinem Schmerz.“

Mit unserer Klage geben wir dem andern nur allzuleicht den Anlaß, uns geringzuschätzen, ja wie leicht geben wir ihm die Waffe, uns nur noch tiefer hinabzustoßen. Darum lerne zu leiden, ohne zu klagen. „Nicht

Menschen vertrauet den lastenden Schmerz.“ Ein Schmerz, den wir nicht auf die Gasse tragen, sondern in uns verschließen, kann Segen wirken, während er sonst gemein wird. Freilich, wir würden bitter und hart, wenn wir nicht Trost im Leide empfangen, dort wo er ja ganz allein zu finden ist. Wo anders, als am Kreuze? Der Heiland ist „wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt worden, wie ein Schaf verstummet vor seinem Scherer.“ Sein Lammesjinn war gepaart mit Löwenmut, wie auch wir beides erwerben sollen. Mit Löwenmut hat er seine Stimme erhoben, solange es Zeit war. Aber es gibt Zeiten, wo nur stiller Lammesjinn helfen kann, wie eine Wunde nur heilen kann, wenn sie Ruhe haben darf, um zu vernarben. Darum im Leide sei stille!

Solcher Stille bedürfen wir driftens gegenüber den Kränkungen und Beleidigungen, die das Leben keinem erspart. Wohl sagt eine unwiderstehliche Regung unseres Herzens, so oft wir gekränkt wurden: „Auge um Auge, Zahn um Zahn, Kränkung um Kränkung!“ Gewiß, es wäre feige Knechtsgefinnung, jede Beleidigung stillschweigend zu dulden. Schon weil wir den Beleidiger durch schweigendes Erdulden nur in seiner Roheit bestärken würden. Aber wie anders, wenn wir mit ruhigem Geist die Abwehr vollziehen nach dem Vorbild dessen: „Der nicht wieder schalt, da er gescholten ward und nicht drohte, da er litt, er stellte es aber dem heim, der da recht richtet.“ Wie viel besser, als wenn wir in wilderregtem Ungestüm den Schlag zurückgeben. „Einer ist ja, der da recht richtet,“ nur wer das begriffen, wer da gelernt hat, „Raum zu geben dem Zorn Gottes,“ der kann stille sein, stille zu Gott. Deine schwache Hand wird nicht so gut treffen, wie der allmächtige und gerechte Gott treffen wird.

Sei stille zu Gott! Zum vierten auch in der Unruhe und Verworrenheit des äußeren Lebens. Da sollten wir die Heilandsmahnung erfassen: „Eins ist not. Das ist das gute Teil, das nicht genommen werden kann.“ Wenn wir in aller Unruhe des Daseins wissen, daß ja nur eines wahrhaft not ist, dann darf all das andere nicht den tiefsten Grund unserer Seele mehr aufrühren. In aller Unrast unseres Erdenlebens soll vielmehr der reine Spiegel der Seele daliegen wie ein stiller Waldsee im Hochgebirge, dessen Oberfläche kein Windhauch kräufelt. Wenn er auch aufwallt, so hütet er doch in unergründlichen Tiefen den Frieden des Waldtales. „Unsere Zeit in Unruhe, unsere Hoffnung in Gott.“ Ein Mensch, der innerlich unruhig ist, der wird auch die Unruhe um ihn her nicht meistern können. Wo aber innen die Ruhe ist, da wird sie, wie glättendes Öl auf Sturmeswogen, auch die äußere Unruhe stillen. Um einen Menschen, der solchen Friedens teilhaftig ist:

„Wie atmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit!“

Dies große Geheimnis echter Lebensweisheit hat Goethe in seinem Wahlspruch ausgedrückt: „Ohne Rast, ohne Hast.“ Das heißt: in aller Unrast innerlich doch ruhig. Von den Stirnen aller hohen Geister aber, aller der Führer im inneren und äußeren Lebensbereich, leuchtet wie von erhabenen Alpenfirnen ein Gruß majestätischen Friedens. Sie sind stille geworden auf den Höhen ihres Riesenwerkes, die Unruhe des lauten Marktes liegt tief unter ihnen. Aber auch uns Kleinen drunten im Tal ist es gegeben: „zu heben die Augen nach den Bergen, von denen uns Hilfe kommt.“ Ein jeder von uns hat eine Aufgabe. Die Aufgabe, dem Leuchtturm zu gleichen. Von außen umbrandet von wildem Wogenschwall, aber auf Felsengrund ruhend. Und in ihm leuchtet mildes, strahlendes Licht, an dem sich, die da draußen mit Wind und Wellen kämpfen, zurechtfinden können.

„Durch Stillesein und Barren würdet ihr stark sein,“ klingt es aus Prophetenmund. Wahrlich: Stille ist gesammelte Stärke.

II.

Denn, wo Stille ist, da ist auch Hilfe. „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft.“ Gott hilft: aber nur den Stillen.

„Wer Glück und Heil will finden,
Geh' nicht sie suchen aus.
Sie kommen stillen Blinden
Von selber in das Haus.
Die Himmelsgeister gehen
Gar leis in leiser Luft.
Wenn wilde Lüfte wehen,
Haucht keine Blume Duft.“

„Gott hilft.“ Aber nur dem Geduldigen:

„Dort, in Gottes Heiligtume,
Droben ist ein stiller Garten,
Drin erschließt sich jede Blume
Langsam; du mußt warten, warten.“

„Hilft er nicht zu jeder Frist, hilft er doch, wenns nötig ist.“ Wie oft haben wir bang ausgeschaut nach der Hilfe Gottes. „Meine Seele wartete auf den Herrn von einer Morgenwache zur andern.“ Aber hat er uns nicht gelehrt, nur um tägliches Brot zu bitten und hat er nicht tägliches Brot auch geboten, wenn es vielleicht auch durch Sorge und Kummer hindurchging? So wie der Herr dort in der letzten Nacht vor seinem Scheiden die Jünger fragen konnte: „Habt ihr auch je Mangel gehabt?“ diese aber antworteten: „Herr, nie keinen,“ ob er auch manchen rauhen,

dunklen Pfad sie geführt, so wird auch heute noch jeder Jünger Christi sprechen können: Nicht meines Herzens Wunsch hast du mir immer gegeben, nicht Überfluß hast du mir besichert, aber was nötig war, hast du doch gegeben. „Ich bin jung gewesen und alt geworden und habe noch nie gesehen, den Gerechten verlassen und seine Kinder nach Brot gehen,“ so faßt der Psalmist die Erfahrung eines langen Lebens zusammen.

Aber wenn sie nun doch ausbleibt, die Hilfe? Ist sie nicht dem Herrn ausgeblieben, als er aufschrie am Kreuze: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“, als kein Engel kam, um Rettung zu bringen in namenlosem Schmerz. Ist nicht sein Los das der unzähligen, deren Pfad in Nacht und Grauen sich verlor, der Menschenblumen, die unbeachtet verblühten in weltverlorenem Tal, wenn nicht ein achtloser Fuß sie zertrat!

Aber erfüllt sich nicht auch an ihnen das Wort des großen Kirchenvaters: „Gott versagt dir das, worum du ihn einmal, worum du ihn oftmals gebeten, um dir das zu geben, worum du ihn immer gebeten hast.“ Unseres Herzens tiefstes Sehnen geht doch auf ihn, auf ihn allein:

„In dem der Liebe Quell entspringt,
Von dem hier alle Bächlein kamen,
Aus dem die sel'ge Schar dort trinkt.“

„Wie der Hirsch schreit nach lebendigem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, nach Dir!“

„Nicht im Geschöpf, nicht in den Gaben,
Mein Ruhplatz ist in dir allein.“

Indem der Herr alles versagt, kann er doch „das Eine geben, das alles ersetzt.“ So hat der Apostel dreimal den Herrn angerufen, er möge jenes furchtbare Körperleiden von ihm nehmen, das ihn peinigte. Aber es ward ihm die Antwort: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ Darum war er „guten Mutes in Schwachheiten, in Schmachten, in Nöten, in Verfolgungen, in Ängsten um Christi willen.“ Mochte auch Mißerfolg um Mißerfolg seine Bahn kreuzen, mochte ein wilder Sturm um den andern seine Saaten vernichten, nichts vermochte die strahlende Heiterkeit seiner Seele zu bannen. Er wußte: Gott half ihm! Er vertraute auf den Gott, „der die Toten auferweckt, welcher uns vom Tode erlöst hat und noch täglich erlöst und hoffen auf ihn, er werde uns auch hinfort erlösen.“ Seine Seele war stille zu Gott, der ihm half.

„Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachten, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil.“ Denn „wenn gleich

der äußere Mensch verweset, so wird doch der innerliche von Tag zu Tag erneuert.“ Gott hilft, indem er der verschmachtenden Seele, die stille ist in ihm, süßen Trost spendet. „Gleichwie wir des Leidens Christi viel haben, werden wir auch reichlich getröstet durch Christus.“

Er hilft! Der Kämpfer muß fallen, die Sache muß siegen! Worum wir ihn immer gebeten haben: „Dein Reich komme!“, das führt er herrlich hinaus. Was dürfen wir anders sein, als die Form, die der Meister zerbrechen darf, mit weiser Hand zur rechten Zeit, damit sein Werk, das große, heilige, erscheinen kann, „denn sein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit.“

Sollten wir drum nicht stille sein und uns getrösten wie die frommen Altvordern: „Ich hoff' und harr'.“ „Zeit bringt Röslein.“ „Chi ha tempo, ha vita,“ d. h. solange noch Lebenszeit dir gegeben, ist auch noch Möglichkeit des Heils vorhanden. So sei denn stille:

„Du sollst in Gott dich fassen
Und stille, stille sein,
So bist du nicht verlassen
In schwerster Not und Pein.
So geht auf deinem Pfade,
Wie dunkel er auch wär,
Ein Bote seiner Gnade,
Ein Engel vor dir her.“

Amen.

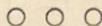


Die Aufgabe des evangelischen Pfarrers.

Predigt, gehalten am 11. Februar 1906 in der evang. Christus-
kirche in Laibach anlässlich seiner Einführung in das Pfarramt

von

Dr. Ottmar Hegemann.



„Unser Ruhm sei der, nämlich das Zeugnis unseres Gewissens, dass wir in Einfältigkeit und göttlicher Lauterkeit, nicht in fleischlicher Weisheit, sondern in der Gnade Gottes auf der Welt wandeln wollen, allermeist unter euch.“
2. Korintherbrief 1, 12.

Liebe Gemeinde!

Als ich diese Kanzel zum erstenmal zur Probepredigt betrat, da konnte ich schliessen mit dem Worte des Steinklopferhans in Anzengrubers Bauernkomödie:

„Es kann mir nix g'scheh'n.“

Heute, da ich zum erstenmal als bestätigter und installierter Pfarrer diese Kanzel betrete, darf ich beginnen mit dem Worte jener andern wunderbaren Gestalt Anzengrubers, des Wurzelsepp:

„Du bist doch mein rechter Pfarrer!“

Aus deinem Munde vernehme ich heute diesen ermunternden Zuruf, liebe Gemeinde! Vor wenigen Monaten noch war ich in Acht und Aberacht, ein verfehmtter Mann. Von der zuständigsten Stelle wurde mir die bestimteste Versicherung, dass ein Wirken in Laibach für mich vollkommen ausgeschlossen sei. Nichts besass ich, als eure einhellige Wahl, euer unentwegtes Aushalten.

Ein überreicher Lohn für das Streben, als moderner Mensch, mit dem Denken unserer Zeit, zum Christenglauben mich hindurchzuringen, ward mir in eurer Liebe und Anhänglichkeit zuteil. Aber wie jede Gabe, so stellt

auch diese köstliche Gabe eine Aufgabe. Die Stellung eines evangelischen Pfarrers bietet vor allem nicht Rechte, sondern Pflichten. So vernehme ich denn aus dem Zuruf: „Du bist doch unser rechter Pfarrer!“ die Frage heraus:

Was bietest du?

In unserer von nationalen, sozialen und konfessionellen Machtkämpfen durchtobten Zeit tritt an den evangelischen Pfarrer die Frage heran: Was kannst du Armer bieten? Unsere Zeit verlangt Brot, Arbeit, Genuss, Macht für die Einzelnen, die Klassen, die Völker.

Darum auch die Frage an einen jeden, der in unsere Zeit hinaustritt: Was bietest du uns in unseren politischen, unseren nationalen und sozialen Kämpfen?

Die Antwort kann nicht anders lauten als: Nichts! Dies Amt steht so hoch, dass es jede öffentliche, agitatorische Teilnahme an den Machtkämpfen unserer Tage verbietet. Es sei dem Pfarrer verwehrt, in die Arena des politischen Kampfes hinabzusteigen, wenn er sich dadurch auch nur einen Teil seiner Gemeinde entfremdet.

Gewiss wird auch der Pfarrer sich seine eigene, ganz bestimmte Meinung über die grossen Fragen des Tages zu bilden haben. Als Pfarrer dieser deutschen evangelischen Gemeinde muss ich gedenken, dass ich ein Deutscher bin.

„Deutsch mein Sinn und meine Weise,
Deutsch mein Wort und mein Gesang.“

Deutsches Geistesleben hat die reiche Welt des Protestantismus geschaffen. Das sind die starken Wurzeln evangelischer Kraft, das haltet fest mit eurem ganzen Herzen. Deutsch sein und evangelisch sein ist im tiefsten Grunde eins!

Und ich weiss mich mit der überwältigenden Mehrzahl von euch einig, mag es auch einige schmerzen, wenn ich ausrufe:

„Und es muss die Lösung sein,
Evangelisch bis zum Sterben,
Deutsch bis in den Tod hinein.“

Aber wenn einige nur mit Schmerz hören, dass sich in dieser Gemeinde der deutsche Hochgedanke mit dem evangelischen Tiefgedanken unlösbar verschmelzen soll, so rufe ich euch allen das grosse Wort Richard Wagners zu:

«Deutsch sein, heisst eine Sache um ihrer selbst willen tun.»

Wie wir für die eigene Überzeugung Achtung fordern, so sind wir jeder fremden Überzeugung Achtung schuldig. Nie soll niedere persönliche Gehässigkeit unsere heilighohe Sache beflecken, so werden wir frei werden von allem hohlen Chauvinismus. Der Pfarrer aber bleibe ferne allem politischen Kampfe. Denn alle Politik ist zeitlich, nur das Evangelium ist ewig.

So sei es auch gehalten gegenüber den sozialen Machtkämpfen unserer Zeit, welche die nationalen Kämpfe mit der Zeit zurückdrängen werden. Ein Nachfolger Christi wird allezeit auf Seiten der Enterbten, der Schwachen und Geringen stehen müssen. Aber auch hier verbietet sich dem Pfarrer das Eintreten in politische Kämpfe, durch die er sich in Gegensatz zu einem Teile seiner Gemeinde stellen würde.

Und selbst im konfessionellen Kampfe gibt es im Grunde keine andere Stellung für den Pfarrer. Dieser Kampf soll und muss gekämpft werden, bis dereinst ein ehrenvoller Friede ihn endigt. Aber die Kanzel sei nicht der Ort, wo er ausgetragen werde:

„Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei dieser heil'ge Ort geweiht!“

Nur eine Polemik sei hier gestattet, die Polemik gegen die Sünde! Und wenn für irgend einen, so gilt für den Diener Christi das Wort der heidnischen Jungfrau:

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.“

Aber wenn in dem allen die Aufgabe des evangelischen Pfarrers nicht liegt, worin liegt sie denn? Eine allgemein verbreitete Vorstellung, auch unter euch Protestanten, ist die, dass der Geistliche im Besitze übernatürlicher Kräfte sei, durch die er mittels der Sakramente magische Wirkungen zu erzeugen vermöge. Er sei daher berufen, neugeborene Kinder durch die Taufe in eine übernatürliche Sphäre zu erheben, dem Schuldbeladenen die Sündenlast mit einem Wort hinwegzunehmen, im Abendmahl das Fleisch und Blut des Gottmenschen in zauberhafter Weise mitzuteilen, noch den Sterbenden von seinen Sünden zu reinigen und ihm dadurch den Eingang in den Himmel zu bahnen.

Auch das vermag ich nicht zu bieten. Wenn wir wirklich für möglich hielten, dass es solche Zauberwirkungen gäbe, wir müssten auf sie verzichten! Dazu sind wir ja Protestanten, dass wir allein dem Worte vertrauen. „Äussere Mittel tun es freilich nicht, sondern das Wort Gottes und der Glaube, so solchem Worte traut,“ steht in unserem Katechismus geschrieben.

Aber gerade deshalb hält man es auf protestantischer Seite für die Aufgabe des evangelischen Geistlichen, dass er als Haushalter über Gottes Geheimnisse die unfehlbare Wahrheit des göttlichen Wortes zu verkündigen habe.

Man schilt uns evangelische Pfarrer heute wieder, wie in den Tagen der Reformation, zumeist **Prädikanten**. Man ruft uns zu: Nichts habt ihr, als das arme, tote, kalte, nüchterne Wort! Schämt ihr euch denn nicht dieser eurer Armut?

Nun, in dieser Armut liegt unser Reichtum! Prädikanten zu sein, das sei unser höchster Stolz, unsere seligste Freude. Wir haben das Wort und den Glauben:

„der aus dem Wort gezeuget,
Und durch das Wort sich nährt,
Und vor dem Wort sich beuget,
Und mit dem Wort sich wehrt.“

„Deine Zeugnisse sind mein ewiges Erbe, denn sie sind meines Herzens Wonne.“ Denn wir haben darin das Evangelium von der freien Gnade des himmlischen Vaters in Christus, die uns zu Gotteskindern macht. Diesen köstlichsten Schatz, diese Botschaft der Freiheit, Wahrheit, Liebe der Menschheit zu erhalten, sei unser heiliger Beruf.

Und doch:

Die höchste und letzte Aufgabe ist auch das noch nicht!

Es ist im Worte Gottes für die Welt des Gemüts, des innersten Heiligtums der Seele, die volle Wahrheit erschlossen. Aber auch die Bibel ist ein irdenes Gefäß, das den ewigen Inhalt in menschlicher Unvollkommenheit umschliesst. So gewiss sie Wahrheit dem gläubigen Gemüte bietet, so stellt doch diese Wahrheit jeder neuen Zeit die neue Aufgabe, den ewigen Inhalt in den Formen ihres eigenen Denkens auszuprägen. Wir können die Wahrheit nicht fertig übernehmen, sondern müssen aus der **eigenen Persönlichkeit heraus**, subjektiv, die Lösung der Lebensrätsel versuchen.

Die Protestanten handeln unfolgerichtig, die eine andere Offenbarung als die Offenbarung Gottes im Gewissen des einzelnen als letzte massgebende Richtschnur erkennen. Wir sind zuletzt gebunden nur in Gott, in dem Gott in uns. Das ist das, was der Apostel „das Zeugnis unseres Gewissens“ nennt. Keine Offenbarung ausser der im Gewissen — mag sie noch so heilig und ehrwürdig sein — darf eine Herrschaft über das Gewissen beanspruchen, so sehr wir jede Offenbarung freudig gebrauchen werden, um die Offenbarung im Gewissen zu befruchten und zu klären.

Der Protestantismus wird diese letzte Folgerung seines eigenen Prinzips vollziehen oder dem verdienten Untergang verfallen!

Von da aus ergibt sich erst die letzte, eigentliche Antwort auf die Frage: Was bietest du?

Die Antwort lautet: Ich biete euch eine ringende, kämpfende Persönlichkeit mit allen ihren Mängeln und Irrtümern, von der aber das Wort des Apostels gilt, „dass wir in Einfältigkeit und göttlicher Lauterkeit, nicht in fleischlicher Weisheit in der Gnade Gottes wandeln.“ „Als aus Lauterkeit und aus Gott, vor Gott in Christus.“

Wie es einer der grössten germanischen Geisteshelden gefasst hat:

«Höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit.»

Nicht durch die Tiefe der Gedanken, nicht durch den weiten Blickkreis, nicht durch Wissenschaftlichkeit, nur durch unsere Persönlichkeit können wir wirken. Es gilt einen schöpferischen neuen Lebensstypus darzustellen, indem wir, im Zusammenhang mit dem Überlieferten, die Strömungen der Gegenwart zusammenfassen. Nur so werden wir im lebendigen Fluss der Zeit die denkenden Geister unserer Tage zu gewinnen vermögen.

So möge denn alles, was hier geredet wird, verhalten, wie alles Irdische verhält, bleiben soll der Eindruck der Persönlichkeit, und wenn auch dieser Eindruck schwindet, so soll noch wie ein fernes Leuchten am Abendhimmel eine Weile die Erinnerung bleiben an einen, dessen Persönlichkeit Ulrich von Huttens Wort verkörperte:

«Ich hab's gewagt!»

Oder wie der Fürst Wolfgang von Anhalt in denselben Tagen rief: „Ich habe so manchen Ritt in meinem Leben getan, so will ich auch einmal für meinen Herrn Christus aufs Pferd steigen.“

Ich sehe so viele, die ihr Leben einsetzen für Laster und Torheit, für Tand und Nichtigkeiten, warum soll nicht ich das Rösslein satteln für meinen Herrn Christus zum rechten Streit und mein Leben dafür einsetzen?

„Frischauf drum, den Rappen gezäumt,
Die Brust im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauset, das Leben schäumt,
Frischauf, eh' der Geist noch verdüftet.
Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.“

Und so möge euch vorangehen in diesen Tagen, da ich die schwache und doch die beste Kraft für euch einsetzen will, eine Persönlichkeit,

der trotz Sünden und Schwächen etwas aufgeprägt ist von dem, was geschrieben steht im Hause des Papstes in Raffaels herrlichster Stanze: „Numine afflatus.“ Von der Gottheit angeweht!

Fürwahr, ein Weg des Leidens und der Schmerzen! Mit den Worten eines edlen katholischen Priesters: „Die wahre Nachfolge Christi ist der Weg des Kreuzes. Sie bringt nicht Rang und Reichtum ein und ein bequemes, sorgenfreies Leben, wohl aber die Liebe und Dankbarkeit der der Leitung des Priesters anvertrauten Christengemeinde.“

Liebe und Anhänglichkeit meiner Gemeinde Laibach mehr und mehr zu erringen und zu behaupten sei mein höchstes irdisches Ziel! Ihr ruft mir zu: Du bist unser rechter Pfarrer! So rufe ich euch zu: Ihr seid meine rechte Gemeinde!

Mögen andere mein Bekenntnis Unglaube schelten, euch genügt es und für euch ist es ja doch bestimmt. Ihr habt mir gezeigt, dass ihr mir den Resonanzboden bieten wollt, auf dem anklingt, was meine Seele erfüllt. So seid ihr meine rechte Gemeinde.

Wohl, diese Gemeinde, einsam in fremdes Konfessionsgebiet vorgeschoben, zusammengesetzt aus den verschiedenartigsten, rasch wechselnden Elementen, entbehrt freilich der festen kirchlichen Sitte und kraftvoller religiöser Überlieferung. Wie wenig freudige Erkenntnis Gottes, wie viel Gottverlorenheit ist in unseren Reihen — die Besten haben es mir ja selbst bekannt. Aber grade darum, weil ihr mich brauchen könnt, seid ihr ja meine rechte Gemeinde. Auf der weiten Welt wüsste ich mir keine Aufgabe schöner, wichtiger, beseligender, als diese, den Gottesgedanken unter euch in ernster, geduldiger Arbeit allmählich entfachen zu helfen.

So will ich denn auf diesem Boden, auf dem einst der Reformator Primus Truber inmitten eines ganz evangelischen Krainer Landes gewaltet, auf dieser Kanzel, auf welcher Theodor Elze und Otto Schack in Segen gewirkt, in dieser Gemeinde, in der vor mir Hans Jaquemar dreizehn Jahre in unermüdeter Treue und vorbildlicher Gewissenhaftigkeit gearbeitet, mit Gottes gnädiger Hilfe meine Tätigkeit als Pfarrer beginnen.

Und so grüsse ich euch denn, ihr Wahrzeichen Laibachs!

Du Burg, die auf Laibach herabschaut, in ihrer äussern Erscheinung ähnlich der Wartburg ob Eisenach. Von ihr hat Anastasius Grün, Laibachs grösster Sohn, dessen hundertjährigen Geburtstag wir demnächst begehen, gesungen:

„Du Fels, daraus die Donnerwolke,
Das Lenzgewitter, Luther, brach,
Als der Prophet zu seinem Volke
Verhüllt aus Wolkenschleiern sprach.“

Du sollst eine immerwährende Predigt uns halten: „Ein' feste Burg ist unser Gott,“ dass wir in gutem Protestantenmut uns dessen getrösten: „Das Reich muss uns doch bleiben!“

Und von der Burg schauen wir hinüber zu den ewigen Bergen, „von denen uns Hilfe kommt.“ Ich grüsse dich, du Kranz hochragender Berge im herrlichen Alpenland, von deren Höhe wir, „umstarrt von hundert Alpenriesen, Italien schauen und die blaue See.“ Auch ihr sollt predigen: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber Gottes Gnade soll nicht von uns weichen und der Bund seines Friedens soll nicht hinfallen.“ „Solange die Berge stehen auf ihrem Grunde,“ solange soll auch der Leuchter des Evangeliums nicht von seiner Stätte im Lande Krain gestossen werden, so wahr uns Gott helfe und das Schwert seiner Wahrheit.

Und wenn die Berge dann dennoch fallen in diesem Bereich der Erdbeben, da schon mehr wie einmal alles wich und fiel, nun, dann müssten wir es halten mit dem heidnischen Weisen:

„Wenn krachend zerbricht der Erdkreis, wird auf Trümmern aufrecht noch stehen der Beherzte.“ Wir bauen allein auf Gott! „Himmel und Erde werden vergehen, aber seine Worte werden nicht vergehen.“

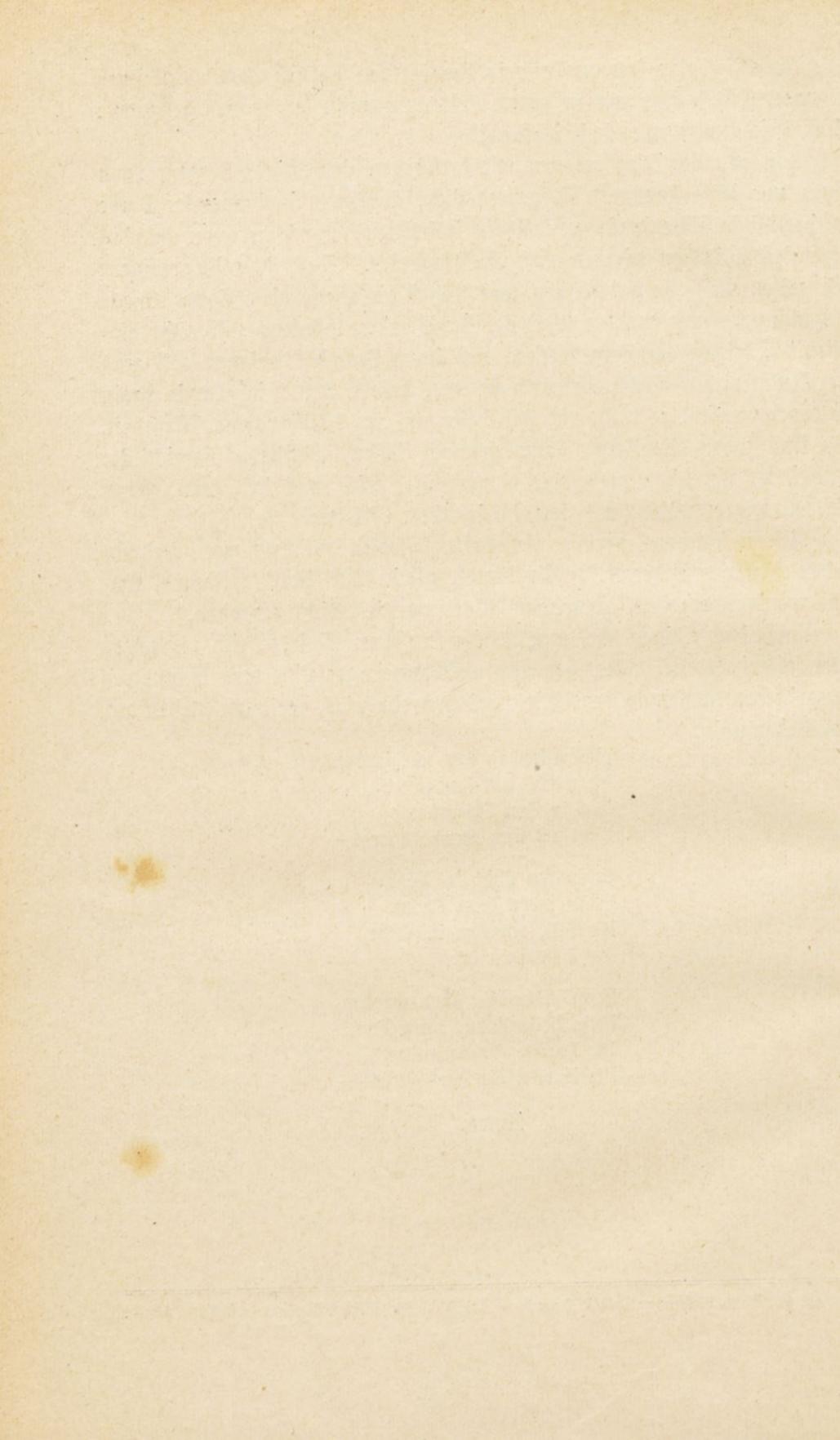
Ihm, dem ewigen Weltgeist, der in Jesus Christus sich als unser Vater offenbart, sei alles geweiht und anheimgestellt, was in unserer evangelischen Gemeinde gearbeitet und erstrebt wird, weil wir stehen auf dem Bekenntnis:

„Ich weiss, an was ich glaube,
Ich weiss, was fest besteht,
Und in dem Erdenstaube
Nicht mit dem Staub verweht.

Es ist das Licht der Höhe,
Es ist mein Jesus Christ,
Der Fels, auf dem ich stehe,
Der diamanten ist.

Der nimmermehr kann wanken,
Mein Heiland und mein Hort,
Die Leuchte der Gedanken,
Die leuchtet hier und dort.“

Amen.



Karfreitag.

Predigt,

gehalten am 13. April 1906 in der evangel. Christuskirche zu Laibach

von

Pfarrer Dr. Ottmar Hegemann.

«Ich bin durchs Gesetz dem Gesetz
gestorben, auf daß ich Gott lebe;
ich bin mit Christus gekreuzigt.»

Paulus an die Galater 2, 19.

Gesetz wider Gesetz! Was ist ein Gesetz? Ausdruck eines Willens, der sich Geltung zu verschaffen vermag. Draußen in der Natur und drinnen im Leben der Menschen finden wir Gesetze, einheitlich wirkende Kräfte, in denen das Walten eines bestimmten Willens offenbar wird.

Ein solches Gesetz ist das Sittengesetz: ein Ausdruck des in der großen Mehrzahl einer Gemeinschaft lebendigen Willens. Jeder Staat hat eine Fülle von Gesetzen, durch die er das äußere Verhalten seiner Bürger regelt. Und wo immer Menschen auf irgend eine Weise in Berührung treten, da stellen sie Satzungen aller Art auf, durch die sie ihre Beziehungen festsetzen.

Gemeinschaftlich ist diesen Gesetzen, daß sie durch Zwang wirken, durch Hoffnung auf Belohnung oder Furcht vor Strafe. Einer der erhabensten Vertreter dieses äußeren Gesetzes war Kaiser Wilhelm I. Auf seinem großen Denkmal in Berlin sehen wir ihn auf hohem Roß, umringt von brüllenden Löwen und umstarrt von Waffen. Das ist das beste Sinnbild für das äußere Gesetz! Es wirkt durch die äußere Gewalt und muß durch äußere Gewalt wirken. Der Staat muß seine Machtmittel äußerlich zeigen, um das Böse im Zaum zu halten.

Und dennoch hat diese Gewalt etwas Bestialisches, Brutales. Es ist ja doch eine offenkundige Tatsache, daß alle die äußeren Veranstaltungen, alle Belohnungen und Strafen des Gesetzeswesens keine wahre, innere Gerechtigkeit zu wirken vermögen. Kirche und Staat erzeugen Scheinheiligkeit, äußeres wohlanständiges Verhalten, aber keine Heiligkeit. Und selbst dieser äußere Schein der Heiligkeit wird in all dem Gesetzeswesen in Staat und Kirche oft genug nicht einmal gewahrt, die nackte Ungerechtigkeit bricht oft genug durch. Es ist eigentlich ein offenes Geheimnis, daß man sich da gegenseitig eine Art Komödie vorspielt, nur daß man das nicht laut lassen werden will, weil so viele daran beteiligt sind und Schaden fürchten oder Nutzen hoffen.

Gewiß, Millionen von Menschen, wohl die große Mehrzahl, plätschern behaglich umher in den seichten Untiefen äußerer Vorschriften, sonnen sich in dem Gefühl, daß sie ihr Verhalten in Übereinstimmung brachten mit allerlei Satzungen, und finden im Gesetzesdienst ihr Genüge. Daher kommt es auch, daß, so oft auch religiöse Freiheitshelden auf dem Gebiete der Religion der Freiheit die Bahn brachen, doch immer wieder ihre Nachfolger in die Gesetzesreligion zurückfielen, die einzig dem Wesen der großen Mehrzahl entspricht. Daneben aber gibt es doch andere, und sie sind es, die dann immer wieder den Gang der Geschichte bestimmen, die in furchtbaren Kämpfen die ganze Wichtigkeit des äußeren Gesetzesdienstes an sich selbst erfahren. «Das Gesetz richtet nur Born an.» «Das Gesetz ist dazwischen gekommen, damit die Sünde um so mächtiger werde», sagt der Apostel Paulus, der doch vorher ein glühender Anhänger der Gesetzesreligion gewesen war. Und genau dieselben Erfahrungen hat Luther in dem wieder zur Gesetzesreligion gewordenen Christentum gemacht. Solche Menschen — die ja wahrlich nicht alleinstehen — lernen dann zuletzt sprechen: «Ich bin dem Gesetz gestorben.» Das Gesetz hat seine Bedeutung, seinen Wert für mich verloren. Ich habe erkannt, daß es für unmündige Menschen und Völker nötig ist, daß es aber für den gereiften Geist wertlos, ja schädlich wird.

So zu sprechen vermag aber nur der Geist, der es dem Apostel nacherleben kann: «Ich bin durch das Gesetz dem Gesetz gestorben.» Das Gesetz, als eine geistige Willensmacht, kann nur durch etwas Höheres überwunden werden, durch ein höheres Gesetz. Dieses höhere Gesetz ist dem Apostel in Jesus Christus aufgegangen. Hier fand er eine höhere Geistes- und Willensmacht als in allen früheren Gesetzen. Im Leben und Tode Jesu Christi fand er eine Erkenntnis über die höchsten entscheidenden Lebensfragen, und zwar nicht allgemein und verschwommen, wie sonst auch bei den größten Denkern, sondern von der größten

Bestimmtheit, und diese Lehre war vorgetragen mit dem Einsatz der größten Gewißheit und dem größten Nachdruck. Der französische Staatsmann Talleyrand hat dem Philosophen St. Simon die bekannte Antwort gegeben: «Wenn Sie wollen, daß sich Ihre Lehre allgemein verbreite, so lassen Sie sich doch für dieselbe kreuzigen.» Damit ist sehr gut ausgesprochen, daß die Menschen nur von dem höchsten Ernst, der sich in einem wirklichen Opfer ausprägt, überzeugt werden. Gewiß, alle Weisheitslehren des Heilandes hätten die Welt nicht überzeugt, wenn nicht die gewaltigste Predigt aus dem brechenden Munde des sterbenden Erlösers am Kreuz hinzugekommen wäre.

«Was ist Wahrheit?» fragt Pilatus. Und genau in demselben Sinne sagte mir kürzlich ein angesehenener Bürger dieser Stadt, gewiß im Sinne unzähliger Gleichgesinnter: «Was Religion! Wer wird denn heute noch wegen Religion, d. h. also wegen Erkenntnis der letzten entscheidenden Lebensfragen, irgend ein Opfer bringen?» Das ist die völlige Verzweiflung an jeder Wahrheitserkenntnis. Jesus Christus aber hat um der Wahrheit willen das Leben gelassen. Indem er das Leben gering achtete gegenüber der Wahrheit, hat er für alle Zeiten bezeugt, daß er sie für das höchste, einzig wertvolle Gut halte. Er hat seine Wahrheitserkenntnis verfochten gegenüber der heiligsten, ehrwürdigsten Vertretung der Frömmigkeit, nämlich gegenüber der alttestamentlichen Gesetzesanstalt, und damit bezeugt, daß auch die ehrwürdigsten Mächte gering geachtet werden müssen gegenüber der Wahrheit.

Damit hat Jesus ein neues, höheres Gesetz aufgestellt:

«Ein großes Vorbild weckt Aacheiferung
Und schreibt dem Urteil höhere Gesetze.»

Dies Gesetz aber ist die Aufhebung aller Gesetze, denn es besteht in der Lehre, daß der Mensch niemals durch Zwang und äußere Ordnung, sondern nur durch eigene Erkenntnis und eigenen Willen zum Guten geführt werden kann. Deswegen hat Jesus lieber den Tod erduldet, als daß er die Freiheit der Menschen angetastet hätte.

Indem Jesus aber diese Tat der größten Freiheitsliebe vollbrachte, hat er auch das höchste Gute geoffenbart. Das, was Jesus tat, konnte ihm keine fromme Überlieferung, kein Sittengesetz, keine Weisheitslehre zeigen, er mußte es selbst finden durch das Gesetz, das in ihm war, durch seine eigene heilighohe Menschennatur. Und für jeden, der ehrlich um das höchste Gut ringt, hat dies Gesetz etwas Überwältigendes, denn es schenkt ihm die höchste Freiheit und zugleich die Erfüllung mit Kräften

des Guten, wie sie durch keine äußerliche Frömmigkeit erlangt wird. Dies ist eine Frömmigkeit und Gerechtigkeit, die frei ist von aller Enge und von allem Dünkel, durch welche der Mensch abstirbt allem äußeren Gottesdienst, allen Sakramenten und aller Scheinheiligkeit.

Wir haben ja doch alle die eigentümliche Erscheinung vor Augen, daß die Menschen die äußere Religion verachten. Im Grunde beteiligt sich ja fast niemand mehr, der irgendwie auf eigenes Denken Anspruch macht, weder am Gottesdienst der evangelischen noch der katholischen Kirche. Geradezu verschwindend klein ist die Zahl der Teilnehmer am hl. Abendmahl. Die Menschen verachten die äußere Religion und können sie doch nicht missen. Sie erkennen die Scheinheiligkeit ihrer Priester und bleiben doch ihre Knechte.

Woher das kommt, ist leicht zu erklären! Bewußt oder unbewußt haben wir alle das Gefühl der Unheiligkeit und Ungerechtigkeit. Wir erkennen auch die Unfähigkeit, aus eigener Kraft das Gute zu verwirklichen. Da bietet sich die Kirche mit ihren Sakramenten an und verspricht, auf übernatürliche Weise den Mangel zu ersetzen, an dem wir krank sind. Und weil die Menschen keinen andern Weg erkennen, um zur Heiligung zu gelangen, darum fühlen sie sich immer wieder unwiderstehlich hingezogen zu den kirchlichen Heilmitteln. Alle Aufklärung und aller Freisinn wird es nicht erreichen, daß die Menschen diesem äußeren Kirchenwesen absterben. Das wird nur möglich sein, wenn sie in sich selbst eine wirkliche Kraftquelle des Guten empfangen, jenes «Gesetz», von dem Paulus redet, wie es allein durch das höchste Ideal im Herzen lebendig wird. Dies allein kann frei machen vom äußeren Kirchentum, weil es etwas Besseres an die Stelle der kirchlichen Scheinheiligkeit setzt, nämlich das Tun des Guten aus eigener Erkenntnis und eigenem Willen durch Erkenntnis des höchsten Ziels. So besteigt der einen hohen Berggipfel und erreicht trotz aller Fehltritte und Umwege dennoch das erstrebte Ziel, der beständig die vor ihm liegende Bergspitze im Auge hat. Das ist die wahre Sittlichkeit, die des Führers nicht mehr bedarf, weil aus eigenem Antriebe und eigener klarer Einsicht das Gute sich deutlich dem Auge darstellt, während — auf diesem sittlich-geistigen Gebiete — die Führer nur allzuleicht und allzuoft nichts sind wie «blinde Blindenleiter», wie sie der Heiland genannt hat.

D möchten wir darum alle so sprechen lernen: «Ich bin durchs Gesetz dem Gesetz gestorben.» Dann würden wir mit dem Apostel fortfahren können: «Ich bin mit Christus gekreuzigt», oder wie er ein anderesmal sagt: «Durch Christus ist mir die Welt gekreuzigt und ich der Welt.»

Es schwebt über der Welt unsichtbar für uns das Kreuz. Richard Wagner hat in seinem «Parsifal» in erhabenen Weisheitsklängen diese Stimmung eines vom Karfreitagszauber umwehten Menschen wiedergegeben:

«Nun freut sich alle Kreatur
Auf des Erlösers holder Spur,
Will ihr Gebet ihm weih'n.
Ihn selbst am Kreuze kann sie nicht erschauen:
Da blickt sie zum erlösten Menschen auf;
Der fühlt sich frei von Sündenlast und Grauen
Durch Gottes Liebesopfer rein und heil.»

Wir dürfen hier auch eines andern Sängers gedenken, des größten Sohnes unserer Stadt Laibach, Anastasius Grün, dessen hundertjährigen Geburtstag wir vorgestern feierten. Er hat einst von seinem Freunde Nikolaus Lenau gesagt: «Das Kreuzeszeichen schwebt unleugbar, oft zwar verschleiert, oft wieder verherrlicht, über allen seinen Geisteswerken und stempelt gerade ihn zum vorzüglich christlichen Dichter.» Das gilt in besonderem Maße auch von Anastasius Grün selbst.

Schließt er doch seine wohl schönste Dichtung mit den Worten:

«Ob sie's auch kennen nicht, doch steht's voll Segen
Aufrecht in ihrer Brust, in ew'gem Reiz.
Es blüht sein Same rings auf allen Wegen,
Denn was sie nimmer kannten, war ein Kreuz.»
«So steht das Kreuz inmitten Glanz und Fülle
Auf Golgatha, glorreich, bedeutungsschwer.»

Und wie hat er in derselben Dichtung das Kreuz verherrlicht, «der Schande, Schmach und Untat blut'gen Pfahl»:

«Von aller Kön'ge Kronen, allen Fahnen,
In alles Land, von allen Bergen dar,
Auf allen Masten, allen Ozeanen
Strahlt glorreich jetzt, was einst ein Galgen war!
Sein Zeichen muß jetzt Heldenpanzer schmücken,
Auf Dornen flammen, hoch in Glanz und Pracht,
Als schönster Schmuck am Frauenbusen nicken,
Und siegreich flattern im Panier der Schlacht.

«Er war unser», so dürfen wir von diesem edlen Manne auch vom evangelischen Standpunkt aus sagen, er, der über die Kreuzeszeit des Evangeliums in Krain die schönen Worte gesprochen: «Merkwürdig bleibt es, daß die Reformation, die wie ein glänzendes Meteor auch über Krain

geleuchtet, in dem Adel und den Ständen des Landes mächtigen Anhang und Schirm, in seinen Predigern und Gelehrten energische Organe gefunden, dennoch in dem Volksliede keine Spuren zurückgelassen; erklärlich aber wird dies, wenn man in der Geschichte des Landes von jenen, an die ältesten Christenverfolgungen erinnernden Gewalttaten liest, durch die es den Männern des Staates und der Kirche jener Zeit gelungen, die keimkräftige Saat Luthers in diesem Lande mit Stumpf und Stiel auszurotten.» («Lieder aus Krain.» Berlin 1877, S. 15.)

Gewiß, äußerlich ist das Kreuz, wie es ein Grün schildert, aufgepflanzt in der ganzen Welt. Aber es soll auch im Herzen der Menschen aufgerichtet werden. Der bekannte Philosoph Schopenhauer, ein Gegner des Christentums, hat beim Anblick des Bildes von Dominique Rancé, des Gründers des Trappistenordens, erschüttert ausgerufen: «Das kann nur die Gnade wirken», denn es sprach ihn aus diesem Antlitz der Ausdruck unerschütterlichen Friedens, innerer Freude, wahrer Himmelsruhe an. Nur dem, der sich aus den Stürmen der Sinnenlust, der Ehrbegier und Erwerbssucht gerettet und das Ich, den dunklen Despoten, besiegt hat, nur dem wird solche heitere Ruhe geschenkt. Ach, wenn der Sinnenmensch etwas ahnen könnte von dieser Glückseligkeit, wie gerne würde er sich abwenden von seinen schalen Freuden.

Und doch könnten wir die Wahrheit des Apostelwortes: «Ich bin mit Christus gekreuzigt» in noch viel tieferem Sinne erfahren, wenn wir nämlich die evangelische Weise beherzigen:

«Lasset uns mit Jesu ziehen,
Seinem Vorbild folgen nach,
In der Welt der Welt entfliehen,
Auf der Bahn, die er uns brach.»

Nicht der ist der wahre Weltüberwinder, der die Welt flieht, sondern der die Welt besiegt, indem er den Kampf mit der Welt aufnimmt. Das können wir nur, wenn wir in der Welt aushalten, in ihren Versuchungen, Freuden und Leiden. Dann aber gilt es, mitten in der Welt zu handeln nach dem Worte des Apostels: «Die der Welt gebrauchen, daß sie ihrer nicht mißbrauchen.» Wir genießen der Welt, aber unser Herz hängt nicht mehr an ihr, wir empfinden ihre Schmerzen und Entbehrungen, aber wir verzweifeln darum nicht. Die Welt mit all ihrer Lust und all ihrem Schmerz ist dann nur eine Übungsschule für uns, die wir treulich benutzen wollen, aber nicht um ihrer selbst willen. Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir, für das ewige, innere Leben. Fassen wir so

unser Leben auf, dann wird kein Mißerfolg und keine Enttäuschung uns verbittert und trostlos machen, keine Lust und Ehre uns mehr berauschen.

So nur leben wir ein Leben wahren Gehaltes, wie es der Apostel mit den Worten beschreibt: «Ich lebe Gott. Ich lebe, doch nur nicht ich, sondern Christus lebt in mir. Denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich in dem Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebt hat und sich selbst für mich dargegeben.» Denn nun werden uns alle Formen des vergänglichen Lebens in Haus, Beruf und Gesellschaft zu Stufen, auf denen wir einem höheren Leben entgegenschreiten. Wie arm ist doch das Leben so vieler Menschen, die nur aus der Welt für die Welt leben! Oft möchte man sie fast mit Tieren vergleichen, die sich im Schmutze der Rüste weiden, oder dem Hamster, der von allen Seiten in seinen Bau schleppt, was er zu seiner Nahrung zu bedürfen meint, oder der Elster, die aus Freude an glänzenden Dingen allerlei in ihr Nest trägt. Und sie alle, die nur dem Genuß, dem Besitz, der Ehre leben, gleichen solchen, die ihr Angesicht vergraben in irdischem Tand, statt es in freiem Adel zu Gott zu erheben, wozu sie doch geschaffen sind.

Wohl, man verlacht ja jeden Aufschwung zu ewigen, unvergänglichen Gütern als Unvernunft. Jeder, der Ernst zu machen versucht in praktischer Erprobung dieses Gedankens, den uns der große Apostel vorträgt, der wird gar oft durchschauert werden vom Gefühle tiefster Vereinsamung, weil die breite, platte Alltäglichkeit sich entweder nur in stumpfem Aberglauben oder in ebenso stumpfem Unglauben bewegt. Möchten wir uns trösten mit jenen Riesengeistern, die von der Höhe der reifsten und tiefsten Erfahrung denselben Gedanken aussprechen, wie hier der Apostel. So läßt Goethe den zweiten Teil seines «Faust» ausklingen in der Mahnung:

«Steigt hinan zu höherm Kreise,
Wachset immer unvermerkt.
Wie nach ewig reiner Weise
Gottes Gegenwart verstärkt.
Denn das ist der Geister Nahrung,
Die im freisten Äther waltet,
Ew'gen Liebens Offenbarung,
Die zur Seligkeit entfaltet.»

Durch der Liebe höchstes Gesetz frei von allem Gesetzesdruck, wahrhaft frei und wahrhaft fromm! Das ist der Gedanke, den der Apostel als Karfreitagslösung uns gibt. Und es ist kein anderer als der, in welchem Richard Wagner das titanenhafte Werk «Der Ring der Nibelungen»

ausklingen läßt, von dem er sagt, «daß sein Sinn in der Wirkung des musikalisch ertönenden Dramas mit höchster Bestimmtheit ausgesprochen wird»:

«Nicht Gut, nicht Gold,
Noch göttliche Pracht;
Nicht Haus, nicht Hof,
Noch herrischer Prunk;
Nicht trüber Verträge
Trüglicher Bund,
Noch heuchelnder Sitte
Hartes Gesetz:
Selig in Lust und Leid
Läßt die Liebe nur sein.»

Amen.

Der Heiland lebt!

Predigt am Osterfeste

15 April 1906 in der evangelischen Christuskirche zu Laibach

von

Pfarrer Dr. Ottmar Segemann.

«Christus sprach zu seinen Jüngern:
„Ich lebe und ihr sollt auch leben.“
Evangelium des Johannes, 14, 19.

Es war in alten Zeiten ein König hoch und hehr. Mit seinen Kriegsscharen zog er in fremde Länder, führte die Einwohner in die Gefangenschaft und gründete ein gewaltiges Weltreich. Seinen Namen ließ er in die Felsen eingraben und einen gewaltigen Grabespalast aus Steinquadern ließ er sich errichten. Als er zum Sterben kam, da ordnete er an, daß seine Gebeine in köstliche Salben gelegt und so vor Verwesung geschützt würden.

Aber wenn wir heute seinen Namen hören, schlagen unsere Herzen nicht höher, unsere Augen leuchten nicht, denn die Taten jenes Mächtigen bedeuten für uns nichts mehr. Und kommen wird der Tag, wo Sturm und Regen die letzten Spuren seines Namens in den Felsen verlöschen wird, wo der Wüstenwind über den letzten Stein seines Grabgewölbes dahinwehen und es sein wird, als wenn er nie gelebt hätte.

Und es war auch ein anderer Mann, der arm und gering über diese Erde ging. Er hatte keine Soldaten, er vergoß kein Blut, er brannte keine Häuser nieder. Er ließ seinen Namen nicht in Felsen schreiben, aber in die Herzen der Menschen drückte er ihn ein. Er neigte sich zu den Ärmsten und Verlorensten nieder, dem Kranken legte er die Hand auf die brennende Stirn, den Sünder richtete er auf, dem Verzweifelten bot er milden Trost. Nur gegen Heuchelei und Scheinheiligkeit erhob er sich in flammendem Zorn.

Wohl baute er sich kein Grabeshaus, aber in allen Zonen erheben sich die Häuser, die seinem Namen geweiht sind. Und noch hoch über allen menschlichen Wohnungen, an der Grenze des ewigen Schnees, läutet das Glöcklein, das sein Gedächtnis verkünden soll.

Der Heiland lebt. Die Unschuld lebt, die Liebe lebt, die Wahrheit und Freiheit lebt, wenn auch die höchsten irdischen Gewalten sie äußerlich morden. Das ist unser befehlender Osterglaube. Was ist Tiberius, der stolze Kaiser, in dessen Namen einst über Jesus von Nazareth das Urtheil gesprochen wurde? Ein düsterer Schatten, der um Capri's sonniges Eiland schwebt, der nur die Erinnerung weckt an unheimliche Schandtaten, mit denen sein Thron befleckt ward. Was ist Pilatus, der Statthalter im kaiserlichen Purpur, der Jesus in den Tod gab? Ein schroffes Felsengebirge am Vierwaldstättersee kündigt seinen Namen, der durch Jesus eine Berühmtheit wurde fast ohne Gleichen, aber die traurigste Berühmtheit der Weltgeschichte. Und was ist Kaiphas, der Hohepriester, der über Jesus das Urtheil sprach: «Er hat Gott gelästert. Er ist des Todes schuldig!»? Der Vertreter des priesterlichen Heilsmittlertums, welches durch das Kreuz Christi für immer als heilzerstörend erwiesen ist.

Jesus aber lebt! Ungezählte Tausende versammeln sich heute am Ostertage, um sein Leben zu feiern, und wenn sie auch nur eine undeutliche Vorstellung von diesem Leben haben, sie legen doch durch ihre Osterfeier Zeugnis davon ab, daß sie gerne an dies Leben glauben möchten.

Worin besteht aber das unzerstörbare Leben des Heilandes, das ist die Frage, die das Osterfest ihnen allen vorlegt. Wenn dies Leben gesucht wird im Hervorgehen eines getöteten Leibes aus der Grabeskluft, so sollen wir alle ohne Unterschied uns das Eine klar machen, daß wir über den Zustand eines solchen Leibes nichts wissen. «Wir wissen nicht, was wir sein werden,» wenn wir gestorben sind, sagt der Apostel Johannes. Und mag man noch so fest überzeugt sein von der Tatsache der leiblichen Auferstehung Christi, es sollte doch

nicht bestritten werden, daß die geschichtlichen Berichte über diesen Vorgang höchst widerspruchsvoll sind. So gut ehrliche und fromme Menschen von seiner Tatsächlichkeit überzeugt sein können, so gut gibt es andere ehrliche und fromme Menschen, die jene Tatsächlichkeit mit gutem Gewissen abweisen. Eine solche «Tatsache» kann aber nicht der Grund unseres Glaubens sein.

Wie Jesus auferstanden ist, darüber wissen wir nichts Sicheres. Daß Jesus lebt, dessen können wir im Glauben inne werden. Dieser Glaube gründet sich aber nicht auf die Vorgänge der Osternacht, die uns in den Evangelien auch gar nicht erzählt werden, sondern er gründet sich auf Vorgänge, die wir noch heute mit unsern eigenen Sinnen prüfen und erleben können, damit wir einzustimmen vermögen in das Apostelzeugnis: «Das ist das Zeugnis, daß uns Gott das ewige Leben gegeben hat und solches Leben ist in seinem Sohne» (1. Joh. 5, 11). Die beiden Tatsachen aber, auf welche sich solcher Osterglaube zu gründen vermag, sind das Todesleiden Jesu und die Entstehung der Christengemeinde.

I.

Unter das Kreuz müssen wir uns erstlich stellen, wenn wir etwas von der Osterfreude erleben wollen. Wenn wir mit den Augen des Glaubens den Kreuzestod Christi betrachten, so ist uns zu Mute, als sähen wir die scheidende Sonne in finsternen Wolkenmassen untergehen. Aber der scheidenden Sonne verlöschendes Licht übergießt diese öden Wolkenmassen mit Purpur und Gold und offenbart gerade im Untergehen ihren gewaltigsten Zauber, daß wir ausrufen möchten:

«Goldne Abendsonne, wie bist du so schön,
Wie kann ohne Wonne deinen Glanz ich sehn.»

Und daraus schon dürfen wir schließen: sie stirbt im Tode nicht, «sie eilt dahin und fördert neues Leben.» Einst lebte ein Kaiser aus Habsburgs Stamme, von dem man sagte, daß in seinen Landen die Sonne nicht untergehe. Nun, in Gottes Landen geht die Sonne niemals unter, allezeit geht sie nur unter, um neuen Welten zu leuchten.

Jesus, «das Licht der Welt,» stirbt gleichfalls im Tode nicht. Für jeden fühlenden und denkenden Geist offenbart sich in seinen letzten Worten, in seiner Treue und Gewißheit auch im Tode eine wunderbare Lebensmacht, daß wir ausrufen müssen mit jenem heidnischen Hauptmann: «Das ist wahrlich Gottes Sohn gewesen!» das ist einer, den der

Tod nicht töten kann. Wir sehen in seinem Tode nicht das Erlöschen der Natur, nein, einen Strahl schon eines höheren Lebens.

Um das recht zu verstehen, müssen wir uns klar zu machen versuchen, worin überhaupt alles geistigen Lebens Nahrung und Förderung besteht. Jesus hat das ausgesprochen in den Worten: «Meine Speise ist die, daß ich tue den Willen des, der mich gesandt hat und vollende sein Werk.» Die Taten eines Menschen sind es und unter seinen Taten wieder am vollkommensten die Opfer, die er zu bringen vernag, welche sein innerstes Wesen offenbaren. Indem sie die verborgene Innerlichkeit des Geistes offenbaren, werden sie dann aber auch zur Stärkung und Förderung des innersten Lebens. Die Taten sind die Nahrung des Geistes. Nicht die Gefühle, nicht die Gesinnungen, nicht die Bekenntnisse, sondern die Taten. «An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen,» sagt der Heiland und in seinem Geiste sein größter Apostel: «Hätte ich nicht (Taten wahrer) Liebe, so wäre ich nichts.» Andächtige Stimmungen, tief-fromme Kundgebungen haben wir in der heutigen Christenheit übergenug, aber kein quellfrisches Leben, weil es an Taten, an Opfern mangelt. Mit Anastasius Grün, diesem Oster Sohne, der sich nach Ostern benannte und der Ostern Hoffnungsbanner sich erwählte, sollten wir sprechen:

«Und der schönen Tat in Worten
 könnten wir beinah entraten.
 Was uns nützt allerorten
 Ist ein schönes Wort in Taten.»

«Das Wort aber ward Fleisch,» ward Tat, wie es unser allergrößter Dichter deutete, als er sprach: «Im Anfang war die Tat.» Und die größte Tat des fleischgewordenen Wortes war sein Verzicht auf die äußere Tat um des inneren Duldens, des Sichopfern's willen. Und dieses größte Opfer war die größte Tat, die jemals auf Erden geschehen ist. Wichtiger als alle Erfindungen und Entdeckungen, als alle äußeren und inneren Schätze der Menschheit ist diese eine Tat, aus der uns unerschütterliche Gewißheit des göttlichen Willens, weltüberwindende Verzeihung, Treue bis in den Tod, Geduld in tiefster Erdschmach entgegenleuchtet. Jesu Geist entwickelt hier eine Kraft, durch die er jeder Macht der Welt sich überlegen erweist. Er macht dadurch den Tod des Leibes zu einem Akt des höchsten Lebens und entreißt ihm dadurch seinen vernichtenden Stachel. So wird die Tat des Todes zur höchsten Förderung, Kräftigung und Belebung seines Geistes. So darf der Apostel frohlocken: «Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesus Christus.» Denn wir sehen

den in mächtiger Kraft hervorbrechenden Geist, so daß das Brechen der Leibeshülle nur als Wirkung der Entfaltung dieses Geisteslebens erscheint.

Und daß der Tod Jesu diesen Eindruck machte und machen mußte, sehen wir an seiner Wirkung in den Herzen der Jünger. Gerade Jesu Tod offenbarte ihnen Jesu Leben. Wo Leben ist, wächst neues Leben hervor. Alles Lebendige zeugt neues Leben. Und Jesu Tod beweist sich als Sieg des Lebens dadurch, daß er neues Leben weckte in den Herzen der Jünger. Das ist die andere Tatsache, die unsern Osterglauben: «Der Heiland lebt!» begründet, nämlich die Entstehung der Christengemeinde. Wohl waren die Jünger Jesu eine Weile betäubt, als das Furchtbare hereinbrach: der Hirte geschlagen und die Schafe zerstreut. Aber gar bald erkannten sie die Bedeutung des Todes ihres Meisters, daß hier nicht Niederlage, sondern Sieg sei. Die furchtsamen Schafe verwandelten sich in heldenkühne Löwen, die sich um die rote Messiasfahne scharten, sich zum lebendigen Leibe sammelten, um das Heilandswerk fortzuführen. Die Welt konnte ihn nicht mehr sehen, aber sie sahen ihn innerlich in der Kraft ihres eigenen neuen Lebens. Daß sie ihn auch äußerlich gesehen, das ist nach dem Worte eines der geistvollsten und freisinnigsten Forscher die sicherste Tatsache der Weltgeschichte. Es war wohl notwendig, daß das geistige Bild, welches in ihren Herzen aufgelebt war, sich ihnen nach der phantastischen Weise des Morgenlandes auch äußerlich verkörperte. Aber was sind diese äußeren Erscheinungen, die sich hier, wie so oft in Zeiten religiöser Erregung, einstellten, anders als ein Zeugnis für den ungeheuren Eindruck, den sie empfangen hatten von dem «Haupt voll Blut und Wunden,» das keiner, der «es einmal mit weitgeöffneten Augen geschaut, je wieder vergessen kann, das ihn begleitet bis zum letzten Atemzug, seine höchste Wonne, sein tiefster Friede?» (Fritz Zangger.)

«Christ ist erstanden von der Marter alle!»

Mögen die äußeren Erscheinungen das von Gott geordnete Mittel gewesen sein, um diesen Glauben zu erwecken, der innere Grund und die wahre Ursache dieser Erscheinungen war die Lebenskraft des im Tode triumphierenden Christus, der leiden mußte, um zu seiner Herrlichkeit einzugehen. Im apostolischen Christentum aber, in seinem Reichtum an «Gnade und Wahrheit,» wie er im Neuen Testament vor aller Augen liegt, sehen wir nun im Osterjonnenglanz daliegen ein Meer göttlichen Erbarmens, aus dessen Rauschen uns die süße Weise erklingt: «Also hat Gott die Welt geliebt, auf daß alle das ewige Leben haben.»

II.

Ja, alle sollen sein Leben haben. So wirkt er fort, «unendlich Licht an seinem Licht entzündend.» «Ich lebe und ihr sollt auch leben.» «Er, der Erstgeborene unter vielen Brüdern!» Schon darum können wir sein Auferstehungsleben nicht anders fassen, als das Auferstehungsleben, das uns allen bereitet ist, ein rein geistiges, unzerstörbares Leben.

Wir werden leben durch sein Leben, so wie der Apostel es auslegt: «So wir Gott versöhnt sind durch den Tod seines Sohnes, da wir noch Feinde waren, wie viel mehr werden wir selig werden durch sein Leben, so wir nun versöhnt sind.» Jesus stand einer sündigen Welt gegenüber. Und aus dieser Masse von Sünden heraus, die ihn umgab, die er selbst ererbt hatte, ist er durch die ihm geschenkte göttliche Geisteskraft zu vollkommener Gerechtigkeit gelangt und sein auf andere überfließender Geist führt auch diese zu gleicher Gerechtigkeit. Dadurch werden wir inne, daß die in Jesus sich offenbarende Geisteskraft eine viel gewaltigere Macht war, als die in tausendjähriger Gewöhnung und Vererbung angehäuften Macht des Wahns und der Sünde. «Der uns mit seinem Blute erkaufte aus Nacht und Wahn, schafft, daß mit hellem Mute wir wandeln unsere Bahn.»

In seinem Auferstehungsleben sind Lebensmächte entbunden, die es mit Hölle und Tod aufnehmen können:

«Mag Hoffnung auch erschrecken,
Mag jauchzen Grab und Tod,
Es muß ein Morgenrot
Die Schlummernden erwecken.»

«So wir nun versöhnt sind,» sagt der Apostel. Durch die Macht dieses guten Beispiels ergriffen, zur Überzeugung eines göttlichen Allwaltens und Allliebens gebracht, erwacht in uns die freudige Gewißheit, daß wir nun zu immer neuem Leben aufwärtssteigen. «So werden wir nun selig werden durch sein Leben.» Denn er lebt und wird nun bei uns sein, wenn alles uns verläßt.

Wohl, wir können nur hoffen und ahnen! «Wir wissen nicht, was wir sein werden.» Wir wissen nur, daß wir leben können wie er. «Wir wissen, daß wir ihm gleich sein werden,» sagt der Apostel. Gleich seinem Tode in äußerem Erliegen, gleich seinem Leben in innerem Triumphieren. Wenn auch Leib und Seele verschmachten, wenn nur er, der Lebendige, in uns lebendig bleibt.

Darum stimmen wir ein in den Ostergesang, der um 1200 erklang:

«Christ ist erstanden von der Marter alle;
Des solln wir alle froh sein,
Christ will unser Trost sein. Halleluja!»

Die Form unseres Osterglaubens mag sich gewandelt haben, «erkennen wir doch immerdar nur stückweise,» der Kern und Inhalt unseres Osterglaubens bleibt der alte: «der Heiland lebt,» daß wir mit Martin Luther singen:

«Das war ein wunderlicher Krieg,
Als Tod und Leben rungen.
Das Leben, das behielt den Sieg,
Und hat den Tod bezwungen.»

Amen.

Anmerkung. Die Eingangserzählung ist dem ausgezeichneten Buche: «Jugendlehre» von Dr. F. W. Foerster entnommen. Die Predigt selbst folgt vielfach den Gedanken von Gottfried Schwarz in dessen von 1895 ab erschienenen Zeitschrift: «Das Evangelium».

Treue bis in den Tod.

Predigt am 29. April, gehalten in Abbazia

von

Pfarrer Dr. Ottmar Hegemann.

«Sei getreu bis in den Tod, so
will ich dir die Krone des Lebens
geben.» Offenbarung 2, 10.

Wir kommen her vom Charfreitag und von Ostern.

«Sei getreu bis in den Tod!» Das ist die Losung der Passionszeit, die uns die höchste Treue bis in den Tod hinein vor Augen stellt! Gott gibt «die Krone des Lebens», das ist des Osterglaubens wunderbarer Inhalt: Jesus hat durch seine Treue bis in den Tod die höchste Vollendung des Lebens empfangen. Aber nicht für sich allein, sondern damit uns allen die gleiche Herrlichkeit zufalle:

«Du gingst, o Jesus, unser Haupt,
Durch Leiden himmelan
Und führest jeden, der da glaubt,
Mit dir die gleiche Bahn.»

«Sei getreu», darin finden wir die große Mahnung, die den ganzen Inhalt des Christentums zusammenfaßt. «Du wirst die Krone des Lebens empfangen», das ist die herrliche Verheißung, die alles umschließt, was wir im Glauben erhoffen können.

I.

«Sei getreu!» Auch von dieser Mahnung könnte man sagen: «Ist doch alles vollbracht, wenn das eine vollbracht ist.» Gewiß, wir stecken uns andere Ziele: ein Lebensglück, Gewinn, Genuß, Weisheit, Ehre. Wie wenigen aber hält das Leben, was sie sich von ihm versprochen! Es kommt Mißerfolg, Enttäuschung, Entbehrung, Krankheit und Not! Da fallen so viele in Verbitterung oder gar Verzweiflung. Wozu aber ist das Leben da, wenn es die äußere Existenz versagt, ohne die wir nicht bestehen können?

Nun, ob reich oder arm, glücklich oder unglücklich, gesund oder krank, begabt oder talentlos: eines können wir immer, treu sein. Die äußeren Ziele, die uns vorschweben, können wir so selten erreichen. Wollen haben wir, aber so selten das Vollbringen. Treu sein aber kann ein jeder. Mit Zuversicht ausharren auf dem Standort, auf den uns das Geschick gestellt im Vertrauen auf eine höhere leitende Hand. Wie so viele gibt es, die auf einsamen, verlornen, kaum beachteten Posten ausharren ohne äußern Erfolg. Treu können sie sein und in dieser Treue gegen sich selbst liegt Aufgabe und Lohn. Denn letztlich kämpfen wir alle nicht um den Sieg und Erfolg, der ja immer unzulänglich bleibt, wir kämpfen um der Treue willen.

Wie es Goethe aussprach: «Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß.» Alle die Unterschiede in Stand, Besitz, Begabung, Erfolg: vergängliche Formen, die nicht um ihrer selbst willen da sind, sondern um einen höhern Gedanken in ihnen zu verwirklichen. Oder, um es anders zu fassen: Sind wir Menschen Mittel oder Zweck? Sind wir dazu da, um in einer glücklichen Ehe; als Mitarbeiter an allerlei Aufgaben des äußern Lebens; in Anhäufung eines Vermögens unser Leben nützlich zu verwerten oder aber: haben wir in uns selbst so viel Wert, daß wir auch ohne irgend einen äußern Erfolg ganz und allein durch die Macht der Gesinnung, die uns beseelt, etwas bedeuten?

Der Heiland will uns die Antwort lehren im Gleichniß von den anvertrauten Pfunden. Nicht ob wir wenig oder viel besitzen, ob unsere Talente oder Erfolge klein oder groß sind, entscheidet über unsern Wert, sondern ob wir treu waren in der Verwertung dessen, was uns anvertraut ist. Alles andere sollen wir dem Herrn überlassen, der uns zu Haushaltern gesetzt hat. «Nun aber suchet man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden.»

So wie es geschrieben steht an einer Brücke in meinem Heimatlande, am Fuße des Schwarzwalds. Goethe soll dort zum Besuch seiner Schwester Cornelia in Emmendingen geweiht haben, auf ihn wird die Inschrift zurückgeführt:

«Alles ist Übergang —
Der Heimat zu.»

Alle die äußern Formen des Daseins in Besitz, Genuß und Entbehrung, sie sollen eine Brücke nur sein:

«Die Welt mit ihrem Gram und Glücke,
Will ich, ein Pilger frohbereit,
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, überm Strom der Zeit.»

Solange ein Mensch bei seinem Handeln nur den Erfolg, die äußere Wirkung im Auge hat, bleibt er eine Sklavenseele, mag er auch äußerlich noch so glänzend dastehen, wie umgekehrt der Geringste, der sein Tagwerk tut in Treue gegen sich selbst, weil er weiß, daß es trotz seiner Unscheinbarkeit ihm zur Schule und Bewährung für Höheres ist, eine Königsseele hegt.

Würde das beherzigt in unserer Zeit furchtbarer sozialer Mißgunst, des fressenden Neides und Hasses, die Maßstäbe müßten sich wandeln, mit denen wir messen. Die Besitzenden und Vornehmen würden erkennen, daß der wahre Wert des Menschen nicht in Außerlichkeiten des Besitzes, Standes, der äußern Sitte beruht. Die Geringen, Enterbten, Benachteiligten aber würden erkennen, daß die äußern Unterschiede nötig sind, um in mannigfachen Formen die Treue zu bewahren, die nicht anders als in Unterordnung der Niedergestellten oder Entfagung der beiseite Geschobenen, in Fürsorge der Höhergestellten sich entfalten kann. Vor allem aber würden sie erkennen, daß sie durch Neid und Mißgunst die eigene Seele beflecken. Sie sind dann nicht bloß äußerlich arm oder unglücklich und müssen alle Entbehrungen solcher Armut tragen, sie machen sich auch innerlich arm, sie verzichten auf den Reichtum, den sie bei aller äußern Armut besitzen könnten, die innere Vornehmheit der Seele. Denn worin besteht eigentlich Vornehmheit der Seele? Darin, daß wir nicht immer durch Vergleiche mit andern unsern eigenen Wert feststellen müssen. Die wahre Vornehmheit gründet sich auf sich selbst, nicht auf äußere Abzeichen und Rangunterschiede. Echter Adel kann dieser Dinge entraten. Und wenn ich ganz allein stehe und von allen verachtet werde, das darf mich nicht irre machen, treu habe ich zu sein:

mir selbst, der höhern Bestimmung vor mir und dem himmlischen Herrn über mir. Treu wie jener edle Admiral Gaspard von Coligny, der die Treue gegen seinen himmlischen Herrn mit seinem Blute in der Bartholomäusnacht besiegelte. Einst stand er als Kommandant seines irdischen Königs in einer heißumlagerten Festung. Da flog ein feindlicher Pfeil herüber: «Ergib dich der erdrückenden Überzahl, dein Widerstand hilft dir nichts.» Da rief der Held: «Regem habemus!» (Wir haben einen König.) Oder wie es ein armes Hugenottenweib — eingesperrt in der Tour de la Constance in Nîmes Mortes in Südfrankreich — mit ungeübter Hand eintrikelte in den Fußboden in langer Qual der Gefangenschaft: «Résistez!» (Haltet Stand bei der einmal erkannten Wahrheit.) Das ist die uralte Germanentugend: «auszuhalten, durchzuhalten, was auch das äußere Schicksal verhängt! Das ist der alte germanische Troß, der auf dem einmal eingeschlagenen Wege vordringt trotz Dornen und Wunden, der eher ein Lachen erkrampft, als durch Wehrufe Leiden, also Schwäche bekundet.» So ist das Heldenepos unseres Volkes, das Nibelungenlied, ein einziges Hohelied der Treue; der Gattentreue bei einer Kriemhild, der Mannestreue bei einem Hagen, einem Rüdiger von Bechlarren. Und wie die Führer, so die gewöhnlichen Krieger: kein Mann wird untreu bei Kriemhildens Aufforderung, Hagen gegen freien Abzug der übrigen auszuliefern, Mann für Mann fallen sie in dem klaren Bewußtsein und der Ausübung der Treuepflicht.

Treue auch im Geringsten, im Verborgenen, Unscheinbaren! Sie, die so oft viel schwerer als die Treue auf blutiger Wahlstatt. «Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu,» sagt der Heiland. An den Statuen, welche die griechischen Künstler für die Siebelfelder hoch oben am Tempel arbeiteten, war die Rückseite, die nie ein Mensch zu sehen bekam, gerade so sorgfältig ausgemeißelt wie die Vorderseite. Denn die Arbeit war ja für die Götter, die Allwissenden. Was Menschen nicht sehen, — an uns selber wird es gerächt oder gesegnet, wie wir die Arbeit vollbringen. Wie es einst der große Bismarck, der «treue deutsche Diener seines Herrn», an seinem Konfirmationstage gelobte: «Lasset euch dünken, daß ihr dem Herrn dient und nicht den Menschen.»

Das ist die Treue, deren wir bedürfen. Und gewiß, die wir auch oft gehalten, wenn schmeichelnd, lockend, ängstigend der Pfeil der Versuchung in unser Herz schwirrte. Und doch, wie ein ganz anderes ist es doch, die Treue einmal, oftmals zu halten, als sie alltäglich, als sie immer zu halten! Bis an das Ende unserer Tage, in der breiten Ausdehnung des Lebens, in all seinen Niederungen und Wüsten. Wie ein anderes ist es, einmal, oftmals aufzuflammen zu begeistertem Treuschwur, als aus-

zuharren bis ans Ende. Sei getreu «bis in den Tod». Ach wie oft, wie fast alltäglich kommen die wilden Lustgedanken, fessellos das Herz überflutend wie ein wallendes Meer, oder die heftigen Zorn-, Haß-, Verzweiflungsgedanken, wie ein tobender Sturm, oder die lastenden Sorgen-gedanken, die sich zentnerschwer auf uns legten. Da haben wir nicht gerufen: «Regem habemus!» Wir haben einen König, für den das Volk sich opfern muß, der uns schützt und für uns sorgt, da haben wir diesem König die Treue aufgesagt und sind Rebellen wider ihn geworden.

Bis an den Tod treu zu sein und bis in den Tod, das aber ist die Aufgabe. Märtyrer sollten wir werden. Daß der Herr das Allergrößte von uns verlangt, um groß lohnen zu können, das wird in unseren Tagen nicht verstanden. Wie leidens-, wie opferscheu wir alle, alle! Und doch, wenn sie heute die wahren Christen nicht mehr vor die Löwen und auf die Scheiterhaufen führen, der Tod ist ihnen noch heute gewiß. Ob wir in unserm Beruf als Beamter, als Arzt, als Kaufmann in der Schreibstube, als Arbeiter im Fabriksaal, als Handwerker in der Werkstatt, als Hausfrau in häuslicher Arbeit stehen, der Tod der Vereinsamung, der Schmach, des Mißerfolgs wäre uns noch heute beschieden, wenn wir treu wären. In entschlossenem Eintreten für die Überzeugung, nicht in ewigem Zurückweichen vor dem Unrecht, nicht in ewigem Paktieren mit der sittlichen Entartung würden wir es erfahren, was es heißt, «treu sein bis in den Tod». Treue, die keine Schranken, kein Hindernis kennen darf, die eher den Tod, den Ruin wählt, als zu wanken und zu weichen.

II.

So erst wird auch der Sinn der Verheißung verstanden: «Ich will dir die Krone des Lebens geben.»

«Siegespalmen rauschen dem Gerechten.» Wer in Treue sein Leben einem höhern Ziele weihet, dem wird Leben zuteil. Nicht solches Leben, wie sie es alle leben, ein zermürbtes, verängstetes Skavenleben, sondern ein hohes Leben der Freiheit, das voll und mächtig in uns einströmt.

Das ist gemeint mit der Krone des Lebens. Was ist die Krone? Der Ausdruck aller Macht und Herrlichkeit in einem Lande, einem bestimmten Lebensbereich. So kann der Mensch selbst genannt werden: «die Krone der Schöpfung». Weil in ihm zum Ausdruck und zur Vollendung kommt, was seit Jahrtausenden im weiten Gebiet der Schöpfung nach Entfaltung und Vollendung rang: «das sehnsüchtige Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes». Aber wie der

Mensch einerseits durch sein Selbstbewußtsein und seine eigene Willensentscheidung den Abschluß einer unendlich langen Entwicklung bildet, die von den niedersten Stufen zu immer höhern empordrängte, so ist er auf der andern Seite doch erst ein Anfang. In seinem Selbstbewußtsein und seiner eigenen freien Willensentscheidung ist er bestimmt und berufen, das Tierische in sich zu überwinden, als freier Geistesmensch alle seine Kräfte zusammenzufassen zu einer höhern Einheit. Als «Erstling unter denen, die da schlafen,» steht Jesus Christus vor uns, die Krone des Menschentums, der wahre Mensch, wie er sein sollte, der in Treue bis in den Tod das Niedere dahingibt, um Lebensvollendung zu gewinnen.

Die Lebenskrone, die Christus empfangen, ist aber uns allen zugedacht. Schon heute stehen hier die wahren Adelsmenschen, königliche Menschen, von deren Stirn das Diadem ewigen Lebens funkelt. Menschen im Königspurpur oder im Arbeitskittel, die in Reinheit des Herzens und Treue bis in den Tod sich für nichts verkaufen, für keinen Gewinn, für keine Ehre, für keine Lust um des Adels der eigenen Seele willen.

Und dort? Wenn wir die Tausende, die hier und an so viel andern Stätten der Erholung ihr Leben genießen in allen Wonnen und Wundern der Natur, in der Üppigkeit aller äußern Bequemlichkeit, prüfend betrachten, ob aus ihren Augen etwas leuchtet von jener vollen Kraft der Lebensempfindung:

«Ob blitzen im Grund ihrer Augen
Die Zinnen der ewigen Stadt?»

Es ist ja kein Geheimnis, was wir sehen! Wie mancher, der äußerlich eine Krone trägt, ist der unselige Sklave verworfener Begierden, wie mancher, der das Leben in vollen Bürgen genießt, ist alles echten Lebens bar.

Wenn wir das erst klar erkannt und — nicht geblendet von äußerem Schein — den wahren Lebensgütern nachtrachten, dann erfassen wir erst die Herrlichkeit der Verheißung: «Ich will dir die Krone des Lebens geben.» Lebensmächte sind in Christus aufgeschlossen, die uns entschädigen können für alle Entbehrungen und Enttäuschungen. Ein Leben,

«Das uns bleibet im Grauen
Des Todes ungeraubt,
Und schmückt auf Himmelsauen
Mit Kronen einst das Haupt.»

Wohl, wir wissen nichts von dem Leben, das nach diesem Leben anheben soll. (1. Joh. 3, 2.) Hoffen und ahnen aber können wir es dennoch. So stark und mächtig ist das Leben im echten Christen, daß es

auch vor dem leiblichen Tode nicht erschrickt, sondern auf die Verheißung des Herrn traut: «Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbe und wer da lebt und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben.» «Das Wasser, das er uns geben wird, das wird in uns ein Brunnen des Wassers werden, das in das ewige Leben quillt.»

So dürfen wir in die junge Frühlingsherrlichkeit, in ihrer wunderbaren Pracht, rufen das Wort unseres Ludwig Uhland:

«Es blühet jedem Jahre
Ein Frühling hold und licht.
Auch jener große, wahre,
Getrost, er fehlt dir nicht.
Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn,
Du ahnest ihn hienieden,
Doch droben bricht er an.»

Aber solche Hoffnung und Ahnung ist's ja nicht, die den Inhalt des Lebens ausmachen, dessen wir uns getrösten wollen. Nicht um andächtige Empfindungen zu wecken, sondern um zu mutiger That zu begeistern, ist unser Glaube da. «In Treue fest», «Furchtlos und treu» steht geschrieben auf den Wappenschildern zweier deutscher Königshäuser. In solcher Treue wollen auch wir feststehen, in der Treue bis in den Tod voll der großen Gewißheit:

«Die Treue kommt zuerst zuletzt
Im Leben und im Sterben.
Wer ganz die Seele eingesetzt,
Dem soll die Krone werden.»

Amen.

Die Gottheit Christi.

Von Pfarrer Dr. Ottmar Hegemann.

Laibach, 27. Mai 1906.

«Es ist ein Gott und ein Mittler
zwischen Gott und den Menschen,
nämlich der Mensch Christus Jesus.»

1. Timotheus 2, 5.

Liebe Gemeinde!

In einer namhaften Versammlung in Wien wurde mir, der ich heute zu euch spreche, vor kurzem der Vorwurf gemacht, ich sei «ein berüchtigter Christusleugner». Es ist das nur eine von mancherlei Anklagen, die mich des Heidentums bezichtigten, habe ich es doch gewagt, die Gottheit Christi auf der Kanzel anzutasten.

So wenig ich Zorn empfinde gegenüber denen, die diese Aussprüche tun, so sehr muß ich es als mein gutes Recht bezeichnen, meinen eigenen Standpunkt leidenschaftslos darzulegen, schon damit es nicht erscheine, als habe ich etwas zu verbergen oder mich meiner heiligen Gewissensüberzeugung zu schämen.

Voraus schicken will ich, daß ich es für einen Frevel halten würde, solche, die in einer streng orthodoxen Christusauffassung Frieden und Kraft gefunden haben, in ihrem Glauben zu beirren oder sie herabzusetzen. Wenn ich an dieser Stätte rückhaltlos mit der Sprache herausgehe, so geschieht es wesentlich deshalb, weil ich zu meinem eigenen tiefen Schmerz in dieser Gemeinde — wie fast überall sonst — überhaupt keine irgendwie fester begründeten religiösen Überzeugungen angetroffen habe. Die Männer

dieser Gemeinde haben sich mir — eigentlich fast nur mit Ausnahmen — als offene Gottesleugner kundgegeben. Gerade solche, die im Vordergrund unsrer Gemeinde stehen, machen gar kein Hehl daraus, daß sie aus unausrottbarem Abscheu gegen alle Religion dieses Gotteshaus überhaupt nicht betreten können, mögen sie auch den Pfarrer persönlich achten, wobei allerdings zuzugeben ist, daß dieser Abscheu vielfach in und an der katholischen Religion eingesogen ist. Dieselben muten dann allerdings dem Geistlichen zu, daß er ihnen bei der Taufe ihrer Kinder das Gelöbniß christlicher Kindererziehung abnehmen, daß er an ihrem Grabe ihnen bezeugen soll, daß sie gute Christen gewesen. Wenn nur ein Funke von ehrlichem Mannesmut in ihnen wäre, hätten solche die Pflicht, aus der christlichen Kirche überhaupt auszutreten, anstatt die Religion zu einer unwürdigen Komödie zu erniedrigen, statt sie zu mißbrauchen zu einer leeren Dekoration für einige Höhepunkte des Daseins. Und die andern unter uns, die sich irgendwie zum christlichen Glauben aufrichtig bekennen! Wie steht es mit der Klarheit und Festigkeit dieses Bekenntnisses? Ich will die Frage aufwerfen, nicht sie beantworten! Schon die Tatsache, daß die vielen offenkundigen Gottesleugner gar nicht als etwas Fremdartiges empfunden werden, kann uns die Antwort nahelegen. Ebenso auch, daß eine größere Anzahl gerade von angesehenen Gemeindegliedern um elender irdischer Vorteile willen sich der Romkirche angeschlossen hat, deren Priester in unsrer Provinz — von allem andern abgesehen — sich stets als die Todfeinde unsres Volkstums bewiesen. Und das alles, obgleich gerade an dieser Gemeinde jahrzehntelang hervorragend tüchtige und eifrige orthodoxe Geistliche gearbeitet haben.

Es ist der offenkundige religiöse Bankerott, der sich jedem tiefer Blickenden da aufthut. Da muß es erlaubt sein, die Lehre Christi und der Apostel offen zu verkündigen. Nichts anderes als die reine Apostellehre ist es, was ich darlegen möchte. Diese läßt sich in die beiden Worte zusammenfassen: 1.) Es ist ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, 2.) es ist ein Gott.

I.

Von der römischen wie von der evangelischen Kirche wird an der Lehre festgehalten, daß Jesus Christus Gott sei, und zwar die zweite Person der Gottheit: «Drei Personen in einer Gottheit und ein Gott in drei Personen. Alle drei Personen sind miteinander gleich ewig, gleich groß.» Diese Lehre ist drei Jahrhunderte nach Christus als allgemein bindend aufgestellt worden, aber in der Heiligen Schrift findet sie sich nicht.

Als ein Oberster der Juden zu Jesus sprach: «Guter Meister!», da rief ihm Jesus zu: «Was heißest du mich gut, niemand ist gut als der einige Gott.» Nach der Lehre Jesu ist Gott also einig und nicht dreieinig. Und Gott ist über jedem Menschen, also auch über Jesus erhaben.

Auch im Johannesevangelium, wo doch der im Glauben seiner Jünger verklärte Christus redet, ist das deutlich ausgesprochen: «Das ist das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist und den du gesandt hast, Jesus Christus, erkennen.» Also nur ein wahrer Gott, auf den allein dieses Wort zutrifft, und deutlich von ihm geschieden — sein Gesandter, der Mensch Jesus. Oder ein anderesmal: «Der Sohn kann nichts von ihm selber tun, denn was er sieht den Vater tun; was derselbige tut, das tut gleich auch der Sohn.» Man denke sich nur die Umkehrung dieses Satzes: «Der Vater kann nichts von ihm selber tun, denn was er sieht den Sohn tun», so erkennt man deutlich, in welchem Widerspruch zur Dreieinigkeitslehre dieser Satz sich befindet.

Nach meiner festen Überzeugung könnten wir die ganze Heilige Schrift durchgehen und wir würden überall den klaren Gegensatz zur Kirchenlehre finden. Gerade die Stellen, die am meisten angeführt werden, um die Dreieinigkeitslehre zu beweisen, sprechen deutlich gegen sie. Um nur zwei anzuführen: «Alles ist mir übergeben von meinem Vater. Und niemand kennt den Sohn, denn nur der Vater, und niemand kennt den Vater, denn nur der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren.» Jesus redet hier von der ihm geschenkten umfassenden Gotteserkenntnis — die Allwissenheit hat er nach seinem eigenen Ausspruch nicht beessen, natürlich erst recht nicht die Allmacht. Aber er erklärt ausdrücklich, daß ihm diese Gotteserkenntnis gegeben sei als Geschenk der göttlichen Gnade, wie er selbst denn auch andere in die gleiche Erkenntnis einführen will. Konnte er so sprechen, wenn er selbst Gott war?

Und genau dasselbe finden wir in dem berühmten Ausspruch des Paulus im Philipperbrief: «Gott hat ihn erhöht und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, auf daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen alle derer Knie, die im Himmel und auf der Erde und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters.» — Gott hat ihn erhöht. Nach dem Dogma hätte Paulus sagen müssen: Er trat in die göttliche Stellung zurück, die er vor seinem Erdenleben hatte, während er sich in Wahrheit die göttliche Stellung, die allen Menschen bestimmt ist, durch Gehorsam gegen Gott erst errungen hat. Und diese Herrschaftsstellung dient doch zuletzt nur «zur Ehre Gottes des Vaters», seines Vaters und unsers Vaters.

Ist nicht auch unser Textwort ein deutlicher Gegenbeweis gegen die Gottheit Christi? «Es ist ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus.» Wäre der Mittler selbst Gott, wie hätte er ein Mittler sein können? Gerade als wahrer Mensch, «der versucht ist allenthalben gleich wie wir», war er berufen, göttliche Herrlichkeit in sich aufzunehmen und dadurch zum Mittler zwischen Gott und den Menschen zu werden, die Menschen zu Gott zu führen, und deshalb sagt Paulus ausdrücklich: «Der Mensch, der Messias Jesus ist Mittler». Darum nennt Jesus selbst sich fast immer den Menschensohn, in heutiger Sprache «den Menschen», der das wahre Wesen des Menschen erst verwirklichte.

Weil in diesem wahren Menschen aber Gott sich geoffenbart hat, können die Apostel von ihm sagen: «Gott ist erschienen im Fleisch», «Gott war in Christus». Das soll heißen, in einem wahren Menschenleben hat sich wahrhaft göttliches Leben geoffenbart.

Solange wir das festhalten, müssen wir uns darauf gefaßt machen, von allen denen, die sich frei aus der Kultur unserer Tage heraus entwickelt haben, als verbohrt Orthodexe und Mucker gekennzeichnet zu werden. Man ruft uns heute von allen Seiten zu: Gott hat sich geoffenbart!? Das ist ja eine kirchliche Behauptung, aber auch nur eine Behauptung. Es gibt keine Offenbarung Gottes, Gott ist uns verborgen. Tausende rufen: Es gibt überhaupt keinen Gott! Und andere Tausende: Wir können von ihm, wenn er ist, nichts wissen!

Wir halten dem unsern Glauben entgegen: Gott hat sich geoffenbart in Christus. Nichts Höheres, nichts Gewaltigeres als die Lebensauffassung Jesu. Mögen unzählige gleichgültig an ihm vorübergehen, uns hat es sein schlichtes Wort angetan und läßt uns nimmer, nimmer los. Nicht, als ob wir nicht immer und immer wieder daran irre würden, aber dann kehren wir auch immer wieder zu ihm zurück als zu dem Einzigen, was standhält und sich bewährt in allen Wechselfällen, in allen Leiden und Versuchungen des Lebens. Die große Probe, in der sein Wert offenbar wird, ist die praktische Befolgung: «So jemand will des Willen tun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei oder ob ich von mir selbst rede.» Versuche es, ein Leben der Keinheit, der Treue, der Wahrhaftigkeit, der Aufopferung nach Jesu Worten und Vorbild zu führen. Nicht als ob du nicht auch dann und oft genug umwallt würdest vom finstern Dualm trübender Ängste und schwehlender Begierden, umhüllt vom Staube der Straße mit ihrer Sorge und Mühe, in den Nebeln deiner Zweifel keinen Weg nach oben sähest. Aber dann wird es doch auch hell in deiner Nacht dir tagen, der Morgenglanz der Ewigkeit wird

dir leuchten im Angesicht Jesu Christi und du wirst jauchzen wie jener Gotteskämpfer: «Ich habe Gott von Angesicht gesehen und meine Seele ist genesen.»

Und solange noch die Menschen sich auf die Dauer nicht damit zufriedengeben werden, daß sie dem Vieh gleich sein sollen mit seinen dumpfen Trieben, solange sie nach einem Ausdruck und Sinnbild suchen für das Geistige, das in ihnen lebt, werden sie kein erhabeneres Sinnbild finden für die Gottheit, als das Antlitz des Gekreuzigten, der noch im Tode sich neigt, um zu beten für seine Reiner, das Bild der göttlichen Liebe, die «ausgespannt am Kreuz die Hand uns reicht» (Michelangelo).

Deshalb rufen wir: Wir haben einen Mittler und Herrn, «Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selber».

«Daß wir den Vater finden,
Ergriff uns seine Hand,
Sonst ging es uns wie Blinden
In einem fernen Land.»

II.

«Es ist ein Gott!» Es gibt einen Gott, es gibt eine Vorsehung:

«Ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wankt;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke». (Schiller.)

Haben wir diesen Gott, so haben wir genug und können uns willig Heiden und Christusleugner schelten lassen.

«Gott und die Seele, die Seele und Gott», wie es ein Schriftgelehrter unsrer Tage ausgedrückt hat. Darin erschöpft sich der ganze Inhalt des Christentums!

Darum ist ja Jesus Christus der Mittler. Ein Mittler ist dazu da, sich selbst überflüssig zu machen. Ist seine Mittleraufgabe erfüllt, so kann er verschwinden. Genau das ist's, was Paulus, der am tiefsten von allen Menschen in der Seele des Heilandes gelesen hat, ausspricht: «Wenn alles Gott untertan sein wird, alsdann wird auch der Sohn selbst untertan sein dem, der ihm alles untergetan hat, auf daß Gott sei alles in allen.» (1. Kor. 15, 28.) Und Jesus, in allen seinen Worten, führt er die Seele unmittelbar zu Gott und lehrt, daß sich Gott unmittelbar zu jeder Seele herabneigt, denn «von ihm, durch ihn, zu ihm sind ja alle Dinge».

Und ist es denn nicht genug, daß wir Gott haben? Eine Zuversicht in der schwersten Not, eine Mahnung in aller Verlockung, eine Tröstung in aller Erniedrigung, eine selige Erhebung in viel grauen Stunden, eine Gewißheit, daß das Geistige, das Gute, das Wahre das eigentlich Herrschende ist in der Welt?

Gewiß, wie klein wäre dieser Gott, wenn wir ihm nicht zutrauen dürften, daß es unendlich viele Wege zu ihm geben muß, auf denen «sie den Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten. Und zwar er ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns. Denn in ihm leben, weben und sind wir». Und ich vertraue, daß selbst Gottesleugner ihn gefunden haben, denn was sie leugnen, ist doch oft nichts anderes, als das Wahngelbilde, das man ihnen als Gott nahegebracht hatte.

Gewiß, viele Wege, aber ein Weg der sicherste und der kürzeste, von dem Jesus redete: «Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater, denn durch mich.» Es sei denn in demselben Geiste und Sinne, wie Jesus ihn ging und zeigte, können wir nicht zum Vater kommen. Und warum sollen wir Umwege gehen, wenn wir den unmittelbaren Weg durch den einigen Mittler kennen?

Diesen Weg unsrer Zeit offenzuhalten, sei unsre höchste Aufgabe! Die alten dogmatischen Formen, wie sie auch in der evangelischen Kirche noch herrschen, haben diesen Weg verschüttet! Nicht als ob diese Lehren nicht heute noch für unzählige tiefdenkende und aufrichtige Geister denkmöglich wären! Die vielen, welche in festumfriedeter Autoritätserziehung aufwuchsen und bei denen nie das eigene Denken sich gebieterisch auflehnte, mögen in diesen Lehren ihre Befriedigung finden.

Aber nicht darum handelt es sich! Sondern darum, ob der ernste und aufrichtige Mensch unsrer Tage aus eigener, freier Überzeugung, mit den Bildungsmitteln unserer Kultur, sich diese Lehren aneignen kann?

Das bestreiten wir auf das allerbestimmteste!

Der denkende Mensch unsrer Tage muß notwendig durch diese kirchlichen Lehren von der Gottheit Christi, von der Dreieinigkeit, vom stellvertretenden Opfertod Christi usw. zum Unglauben getrieben werden! Denn sie widerstreiten der gesunden Vernunft und haben nicht den geringsten Anhalt im tatsächlichen Verlauf des wirklichen Seins.

Und die Verstandeshindernisse, die diesen Lehren entgegenstehen, sind nicht einmal das schwerste Ürgerniß, das sie bieten. Furchtbarer ist der religiöse Schade, den sie anrichten.

Es ist meine feste Überzeugung, daß diese Lehren widerchristlich, heilzerstörend, lebenvernichtend sind.

Johannes, der Apostel, sagt: «Ein jeglicher Geist, der da nicht bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch (d. h. in wahres Menschentum) gekommen, der ist nicht von Gott und das ist der Geist des Widerchristi.» (1. Joh. 4, 3.)

Man ehrt Christus, man macht ihn zu Gott, aber indem man dadurch seine wahre Menschheit leugnet, hat man das Christentum in seinem Kern zerstört.

Denn worin besteht Christentum und Erlösung? Darin, daß wir vertrauen dürfen, man kann ein wahrer Mensch sein, behaftet mit allen Schwächen und sündigen Überlieferungen des Menschenwesens, und kann dennoch zu wahrhaft göttlicher Lebensherrlichkeit aufsteigen.

Diesen seligsten Schatz der Menschheit hat uns die kirchliche Lehre von Christus geraubt. Wir müssen klagen wie Maria Magdalena am leeren Ostergrabe: «Sie haben meinen Herrn weggenommen und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben.»

Wohl lehrt auch die Kirche, daß Jesus Christus unser Vorbild sei, dem wir nachfolgen sollen. Aber indem sie Jesus zu einem unmenschlichen Scheinwesen macht, das ganz und gar anders ist wie wir, straft sie sich selbst Lügen.

Ich habe viele Jahre das kirchliche Christentum beobachtet und die feste Überzeugung gewonnen, daß einer seiner tiefsten Schäden die Lehre von der Gottheit Christi ist. Diese Lehre ist eine Erfindung der Priesterherrschaft, um Christus, der ein Feind der Priester war, aus dem Wege zu schaffen, um seines Vorbildes ledig zu werden und die Menschen mit dem zum «Gott», zum Priestererbe, erniedrigten Christus sklavisch zu unterdrücken.

Alle die furchtbaren Entartungen des Kirchentums, von denen wir uns mit Grauen abwenden: Sakramentsmagie, Priestervergötterung, Unduldsamkeit und Gewissenszwang der Kirchen, sind logische Auswirkungen der priesterlichen Vergötterung Christi.

So nennen wir uns Christen und leben nur allzuoft im finstersten Heidentum, ohne Licht, ohne Kraft, ohne Hoffnung.

Christus fehlt uns, der uns zum Vater führen könnte.

Einzelne Züge des Christusbildes sind ja gewiß lebendig. Aber das eigentlich Erlösende, die Kraft seines wirklichen einheitlichen Vorbildes ist hinweggenommen. Dem Vorbild Christi wirklich nachzuleben ist dem, der an der orthodoxen Christuslehre festhält, unmöglich gemacht, sofern er folgerichtig denkt, was freilich nur wenige tun.

Einst brauste durch alle deutschen Lande die «Marseillaise der Reformation», das Lied, welches Paul Speratus, der Reformator von

Iglau, gesungen. Mit Sturmeswehen wurde der ganze Wust und Unrat eines verrotteten Kirchenwesens hinweggefegt und eine neue beseligende Erkenntnis der göttlichen Wahrheit senkte sich hernieder. Möchte in neuen Wettern der Geist des Herrn sich offenbaren, damit das, was die Väter begonnen, vollendet werde, daß «weil der Kirche Formen fassen deinen Geist, o Herr, nicht mehr» (Emanuel Geibel), die Erkenntnis, die sie in jenem Liede niedergelegt haben, ihre Erfüllung finde:

«Es ist das Heil uns kommen her
Aus Gnad' und lauter Güte,
Die Werke helfen nimmermehr,
Davor uns Gott behüte.
Der Glaub' sieht Jesus Christus an,
Der hat genug für uns getan
Und ist der Mittler worden.»

Dann wird des edeln Dichters Pfingstwunsch sich erfüllen:

«Aus dem dunkeln Schriftbuchstaben,
Aus der Lehr' erstarrter Haft,
Drin der heil'ge Geist begraben,
Laß ihn auferstehn in Kraft!
Laß ihn über's Mund der Erde
Wieder fluten froh und frei,
Daß der Glaube Leben werde
Und die Tat Bekenntnis sei!

Flammend zeug' er, was vereinigt
Einst der Boten Mund getönt,
Wie's, vom Zeitlichen gereinigt,
Sich dem Menscheng Geist verjöhnt;
Zeug' es, bis vor solcher Kunde
Jede Zweifelsstimme schweigt,
Und empor vom alten Grunde
Frei die neue Kirche steigt.

Amen.

Was wir am Alten Testamente haben?

Predigt

am 24. Juni 1906 gehalten in Laibach

von

Pfarrer Dr. Ottmar Hegemann.

1. Moj. 32, 24—31.

«Jakob blieb allein. Da rang ein Mann mit ihm, bis die Morgenröte anbrach. Und da er sah, daß er ihn nicht übermochte, rührte er das Gelenk seiner Hüfte an und das Gelenk ward über dem Ringen mit ihm verrenkt. Und er sprach: Laß mich gehen, denn die Morgenröte bricht an. Aber er antwortete: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. Er sprach: Wie heißest du? Er antwortete: Jakob. Er sprach: Du sollst nicht mehr Jakob heißen, sondern Israel. Denn du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft und bist obgelegen. Und Jakob fragte ihn und sprach: Sage doch, wie heißest du? Er aber sprach: Warum fragst du, wie ich heiße? Und er segnete ihn daselbst. Und Jakob hieß die Stätte Pniel; denn ich habe Gott von Angesicht gesehen und meine Seele ist genesen. Und als er vor Pniel vorüberkam, ging ihm die Sonne auf, und er hinkte an seiner Hüfte.»

Liebe Gemeinde!

Los von Rom! So rufen heute viele der Besten unsres Volkes. Viel tiefer, viel umfassender als die meisten ahnen, ist die Bedeutung dieses Rufes. Los von Rom, das bedeutet ja im tiefsten Grunde: Los von allem römischen Geiste, der in unser Religionswesen eingedrungen ist, los von dem harten Zwang der äußeren Ordnung in religiösen Dingen, von allen Einflüssen des Römertums, die auch in unserm evangelischen Kirchenwesen noch immer so mächtig sind.

Aber nicht mit Unrecht hat man einen zweiten Ruf neben jenen Ruf Los von Rom gestellt, der dem ersten völlig gleichwertig ist: Los von Juda, los vom Semitengeist in unsrer Religion. Es gilt ein Glaubensstum zu schaffen, das unsrer arischen, unsrer germanischen Art entspricht, den Christenglauben im deutschen Sinne lebendig zu erfassen.

Jedem christlichen Jugendbildner drängt sich ja immer wieder diese Frage auf, wenn er genötigt ist, biblische Geschichten des Alten Testaments zu behandeln. Mit starkem Widerwillen müssen wir gar vieles, was unsre Vorfahren für heiliges Gotteswort gehalten haben, verabscheuen. Schon bei der ältesten Geschichte der Erzväter drängt sich uns wieder und wieder die Empfindung auf: Das Volk der Juden ist nicht deshalb so entartet, weil es durch Jahrhunderte so furchtbar gequält wurde, sondern im letzten Grunde erregte es von Anfang an den Widerwillen aller andern Völker durch seine schlechten Eigenschaften. So manches wenigstens, was noch heute den Charakter der Juden bezeichnet: der niedere Schachergeist, die feige Hinterlist, die Grausamkeit, Gemüthlosigkeit, Sinnlichkeit, finden wir schon in jener Erzvätergeschichte deutlich ausgeprägt.

Gewiß, wir sind darin einig mit so manchen radikalen Christentumsgegnern, daß wir unsre Jugend vor Eindrücken, wie sie aus solchen Charakterzügen ausgehen, bewahren möchten. Andererseits läßt sich bei ruhiger Erwägung doch nicht bestreiten, daß die Kenntnis der wichtigsten Geschichten des Alten Testaments nicht bloß zum Verständnis des Neuen Testaments nötig ist, sondern auch zur allgemeinen Bildung gehört, weil wir ohne solche Kenntnis gar vieles in den bedeutungsvollsten Werken der Kunst und Dichtung nicht verstehen. Anderes wieder (wir denken vor allem an die Josefsgeschichte) bietet für die erste Stufe kindlichen Verständnisses einen unübertrefflichen und unersehblichen Anschauungsstoff.

Aber die Frage nach der Bedeutung des Alten Testaments ist doch noch unendlich bedeutungsvoller, sie berührt sich mit der Frage nach dem tiefsten Wesen aller Religion!

Wollen wir doch gleich an einem ganz bestimmten Beispiel diese Frage beleuchten: am Beispiel Jakobs und Esaus. Zwei Gestalten, von denen die eine, Esau, fast nur anziehende Eigenschaften aufweist. Wir finden bei ihm Treuherzigkeit und Großmut, rasch ist er im Zorn und rasch im Vergeben. Daneben Jakob, der eigentliche jüdische Nationalheros, da sich in ihm alle guten und alle bösen Eigenschaften seines Volkes verkörpern; ist es doch nicht ohne tiefem Sinn, daß das ganze Volk von ihm, dem «Gotteskämpfer», den Namen Israel empfing.

Damit werden wir aber auf das geleitet, was wir gerne beantworten möchten: Wie stehen wir zum Alten Testament?

Esau, bei seinen guten Eigenschaften doch nur ein Vertreter jener zahllosen harmonisch veranlagten Menschen, die sich erfolgreich und glücklich für dieses Leben entwickeln, aber, religiös oberflächlich, allem Höheren verschlossen bleiben. Jakob, bei allen seinen schlimmen Eigenschaften doch beseelt von einem tiefen religiösen Zuge, von jenem inneren Heimweh, das den Zugvogel mit ungehaltenem, sehnsuchtsvollem Fluge über

Berge und Meere zum fernen Lande treibt. Es brannte in ihm etwas von dem Feuer, das nicht irdisch ist, in dem die Schlacken des Erdenlebens verglühen, «eine Flamme des Herrn», die zum Himmel lodert.

Stets gab es zwei Arten von Menschen. Solche, deren inneres Leben in ruhiger Flamme niederbrannte, die ohne schwere Konflikte, ohne innere Katastrophen, ohne heftige Dualen und Hemmnisse ein ehrliches Tagewerk vollbrachten. Daneben andere:

«Die oft in Zweifeln wehevoll gerungen
Mit Gott und sich und mit der Welt entzweit.»

von denen aber auch das andere gilt:

«So sind sie durch das dunkle Tor gedrungen
Zum Strahlenthrono seiner Herrlichkeit.»

Anders wie bei jenen Menschen, die sich harmonisch entfalten, geht ihre Entwicklung durch die heftigsten inneren und äußeren Stürme hindurch, lange Zeit machen sie den Eindruck der Zerrissenheit und Verworrenheit. Solche aber sind es, die in ganz besonderem Maße für die Erfahrung der Religion vorbereitet sind. «Aus zerrissener Seele treten da und dort Lichter hervor, neue Lichter, entzündet durch die Elektrizität, die sich aus Dual und Glaube entwickelt.» Solche Menschen gleichen einem qualmenden, schwelenden Feuer, an dem nur Rauch und Dampf zu sehen ist. Dann aber ist es, als ob die ganze Kraft dieses Feuers sich zusammenfasse, ein Knall — und gewaltig lodert in reiner Flamme das Feuer empor.

So ist der seelische Vorgang in den eigentlich religiösen Naturen. Menschlich angesehen, sind es gar oft nicht die edeln, harmonischen Charaktere, die religiös kraftvoll sich entfalten. «Nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen. Sondern was töricht ist vor der Welt und das Uedle vor der Welt hat Gott erwählt, daß er zunichte mache, was etwas ist.» (1. Kor. 1, 26 ff.) Religion ist nur dort, wo Leidenschaft ist und Kummer!

Das meint auch der Heiland mit den Worten: «Ich bin gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Frommen.» (Matth. 9, 13.) Dem Sünder, der sich mit seiner Sünde von Gott trennt, erwächst doch auch mit der Empfindung der Trennung von Gott (wenn sie einmal erwacht) die Fähigkeit, den Wert der Gottesnähe recht zu erfassen. Gerade der Sünder wird zum tauglichen Gefäß der Religion!

Das ist das tiefe Geheimnis aller Religion, und nur, wer dies Geheimnis verstanden, vermag etwas davon zu erfassen, warum grade das Volk Israël vor allen andern Völkern das Volk der Religion wurde. Wie das Römervolk das Volk des Staats- und Rechtslebens, wie das Griechenvolk das Volk der Weltweisheit und Kunst in vorbild-

licher, einzigartiger Weise wurde, so ist das Volk Israel in vorbildlicher, einzigartiger Weise das Volk der Religion geworden. Gerade deshalb, weil es an menschlich edeln Eigenschaften hinter andern Völkern zurückstand, weil aber durch eine Reihe von Gottesfügungen der sehnsuchtsvolle Zug nach dem Ewigen wie in keinem andern Volk hier erwachte, haben die edelsten Geister dieses Volkes Prophetenworte geredet, wie sie nie sonst geredet worden sind. So konnte der Heiland sprechen: «Das Heil kommt von den Juden.» (Joh. 4, 22.)

Gewiß werden wir dem Rufe: «Los von Juda!» sein volles Recht widerfahren lassen. Los von allem jüdischen Unrat! Im Geiste des echten Luther, der von mehreren Büchern des Alten Testaments sagte: «Ich bin ihnen so feind, daß ich wollte, sie wären gar nicht vorhanden; denn sie judenzen gar zu sehr und haben viel heidnische Unart.» Was gemein und hinterlistig ist, soll nicht beschönigt oder gar als göttliche Offenbarung hingestellt werden. Daneben aber wollen wir doch, unbeirrt durch Tagesmeinungen, es offen bekennen, daß in den Propheten, den Psalmen, wie in so manchen andern Stellen des Alten Testaments sich Ewigkeitsklänge finden, die niemals verrauschen werden, solange es noch sehrende und hoffende Menschenherzen auf Erden gibt; Klänge, die bleiben werden, wenn alle andern Bücher der Weisheit und Schönheit, die uns heute entzücken, vielleicht vermodert sind.

Lernen wir doch am Beispiel des Volkes Israel besonders eindrucksvoll die hohe Wahrheit: «Der Geist ist's, der lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze.» (Joh. 6, 63.) Mögen die natürlichen Voraussetzungen für die Berührung mit dem Höchsten noch so ungünstig sein, «der Geisteswind bläst, wo er will» (Joh. 3, 8), er erwählt sich zu Organen oft grade die, die wir mit unsern Menschengen für die allerunsfähigsten halten würden. Nicht die Rasse, nicht irgend eine andre Beschaffenheit des Fleisches entscheidet, sondern der Geist. Müßten wir nicht anders — bei der Beschaffenheit alles Menschenwesens — völlig verzweifeln?

Kein eindrucklicheres Beispiel für diese Wahrheit als das Jakobs, des tüchtigen, berechnenden Stammvaters des Judenvolkes, der doch zugleich der große Gottesheld, der Gotteskämpfer Israel wurde.

Laßt uns sein Schicksal, in dem sich das seines Volkes zusammenfaßt, vor Augen stellen.

Einst zog er aus, mit Schuld beladen. Beim Antritt der Wanderung durch die weite Wüste zeigt sich ihm in lichtigem Traum die Leiter, auf der Gottes Engel auf und nieder stiegen und der Herr stand oben darauf. Es war ihm eine Weissagung, daß der Herr ihn nicht lassen werde in Schuld und Not. Gar oft mag es ihm wie eine trügerische Fata morgana in der Wüstenreise seines Lebens erschienen sein, was er

dort im Nachtgesicht geschaut. Aber in allen Verlockungen eines heißen, gierigen Herzens, in allen Kämpfen und Leiden mag doch auch etwas mitgeklingen haben von jener großen Gottesverheißung, die er in jener Nacht gehört: «Ich will dich nicht lassen, bis daß ich tue alles, was ich dir geredet habe.» (1. Mos. 28, 15.)

Und nun stand er am Ziele eines Weges voll an Erfolgen und Beschwerden. An der Schwelle seines Heimatlandes, in das er nach langer Abwesenheit zurückkehren darf, ruft er aus: «Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte getan hast; denn ich hatte nicht mehr, denn diesen Stab, da ich über diesen Jordan ging, und nun bin ich zwei Heere geworden.» (1. Mos., 32, 10.)

Da verkörpert sich ihm in jenem Gebetskampfe an der Furt Jabok, von dem unser Textwort erzählt, der ganze Kampf seines Lebens im Ringen um Gott.

«Er blieb allein, und da rang ein Mann mit ihm, bis die Morgenröte anbrach.» Wer ist dieser Mann? Er weiß es nicht. Wie wir lesen: «Jakob fragte ihn und sprach: Sage doch, wie heißtest du? Er aber sprach: Warum fragst du, wie ich heiße?» Es ist eine unbekannte Macht, mit der er ringt, es ist das Geheimnis des Lebens, um das er kämpft.

Jeder Mensch, der um irgend einen großen Gedanken kämpft, der irgend ein Werk schaffen möchte, weiß es, was dies Ringen um ein Unbekanntes bedeutet, das doch wie eine Last auf der Seele liegt und nach Enthüllung seines Wesens verlangt. Wieviel mehr der Mensch, der um das höchste Werk, um einheitliche Lebensgestaltung, kämpft. Dieser unbekanntes Macht muß der Mensch zurufen: «Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.»

«Wer Gott ist, wird in Ewigkeit kein Menschenherz ergründen.» Unser Gott wird immer ein Geheimnis bleiben, das wir auf Erden nie erfassen werden. Aber seine Segensnähe können wir erfahren. Einst hatte ja Jakob den Vatersegen listig sich erschlichen. Nun kämpft er um den Segen seines himmlischen Vaters. Dieser läßt sich durch keinen Trug erschleichen, nur durch geduldiges Harren, durch inneres Kämpfen mit den finsternen Mächten, die in jeder Menschenbrust wohnen. In diesem Kampfe aber gilt es auszuharren. «Und ob es währt bis an die Nacht und wieder an den Morgen,» durch die tiefsten Dunkelheiten hindurch sollen wir aushalten, bis es endlich Tag wird in unserm Innern.

Bis — wie in unsrer Geschichte — die Sonne aufgeht. Bis es sich erfüllt, worum das Herz gerungen: «Er segnete ihn daselbst.» Seinen Namen wollte der Unbekannte nicht nennen, aber seinen Segen spendete er, als er sah, daß der Mensch, der ihm gegenübergetreten war, gerungen hatte bis zur äußersten Erschöpfung seiner Kräfte.

Da tönte dann die Siegesbotschaft: «Du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft und bist obgelegen.» Unser ganzes Leben ist ein Kampf, ein Kampf ums Dasein. Wir haben manchen Streit mit Menschen durchzukämpfen, keinem bleiben solche Kämpfe ganz erspart. Aber, «so jemand auch kämpfet, wird er doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht» (2. Tim. 2, 5). Und recht kämpft doch nur der, der nicht bloß mit Menschen kämpft um Besitz, Ehre, Lust oder um das Herz eines Menschen; die höchste Krone der Vollendung wird doch nur der empfangen, der in all' diesem andern Kampf und über all' diesem Kampf den einen großen Kampf um Gott kämpft: Gottes gewiß und froh zu werden.

Solches Ringen wird schwere Wunden hinterlassen. Wie es in unserer Geschichte heißt: «Da er sah, daß er ihn nicht übermochte, rührte er das Gelenk seiner Hüfte an und das Gelenk seiner Hüfte ward über dem Ringen mit ihm verrenkt.» Wenn wir die großen Helden der Religion im Christentume ansehen, einen Paulus, Augustin, Luther, so können wir wohl einen tiefen Sinn in diesen Satz hineinlegen. Es waren dies, wie nicht ganz mit Unrecht gesagt wurde, «sehr gequälte, sehr bemitleidenswerte, sehr unangenehme und sich selber unangenehme Menschen», keineswegs Menschen, die wir in ihrem Charakter durchweg für vornehm und edel erklären können, Menschen, die außerdem in verzehrenden seelischen Kämpfen tiefe innere Narben davon getragen haben. Ein qualenvoller Riß ging durch ihr ganzes Leben, der immer aufs neue aufbrach und der alten Wunde unnenntbar schmerzliches Gefühl erneuerte.

Doch was bedeutet aller dieser Schmerz neben der Seligkeit des Sieges, wenn es schließlich heißt: «Die Sonne ging ihm auf. Und Jakob hieß die Stätte Bniel; denn ich habe Gott von Angesicht gesehen und meine Seele ist genesen.»

Nur an Gott kann die Seele genesen:

«Der von dem Honigsüße der Ewigkeit geschmeckt,
Der Pilger ist daheim erst, wenn das Grab ihn deckt.»

Daheim fühlt sich der Pilger auch hier auf Erden nur in jenen Stunden, da er seines Gottes Angesicht schaut. Da fühlt er sich genesen von der Qual alles Irdischen, weil er den gefunden, in dem alles: Zeitliches und Ewiges, sich zusammenschließt und der darum allen Gram und alle Schuld des Erden-daseins überwiegt.

Wem das Angesicht Gottes so aufleuchtet nach langer Nacht, dem ist ein heller Schein ins Herz gegeben: «die Sonne geht ihm auf». Im Lichte dieser Erfahrung erhellen sich ihm die dunkeln Pfade, auf denen er bis dahin gewandelt.

«Jede Klage muß sich enden,
 Jeder Schmerz wird Seligkeit.
 Kam er nun von diesen Höhen
 Ganz sein Schicksal übersehen
 O dann spricht er tiefgerührt:
 Selig hast du mich geführt.»

Auch die dunkelsten Führungen, so dürfen wir vertrauen, können einst im Lichte endigen, wenn wir hoffen und nicht zweifeln, wenn wir zu jeder Schmerzensführung sprechen: «Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn». Da kann es sich zeigen, daß grade die unharmonischen Charaktereigenschaften, die demütigenden, quälenden Erlebnisse die Elemente sein konnten, aus denen die lichtspendende Elektrizität dieses höchsten Lebens sich bildete. Was liegt denn daran, wenn die Mittel, durch die allein uns dieses höchste Licht zuteil werden konnte, garstig waren? Wie es uns ja auch nicht bekümmert, daß der Bergmann im tiefen, oft atembenehmenden Schacht schaffen mußte, um die lichtspendenden schwarzen Diamanten emporzuführen. Wenn das Ziel erreicht wurde und durch dies Ziel auch alle Mittel als nötig und heilsam erscheinen, so können wir mit dem großen Apostel ausrufen: «Ich achte alles für gering gegenüber der überschwenglichen Erkenntnis» (Phil. 3, 8), die mir nun zuteil ward.

Im Lichte dieser Gedanken wird uns auch die Bedeutung des Alten Testaments klar. So wenig wir uns das Recht der freiesten Kritik an diesem Buche verkümmern lassen, so wenig wollen wir doch verkennen, daß es neben viel wertloser, ja ekelregender Schlacke unvergängliches Gold enthält: Antriebe und Verheißungen, wie sie nirgends sonst zu finden sind.

Eine Jakobsgeschichte, wie die in unserm heutigen Textwort, findet sich im Schrifttum aller andern Völker nicht. Eindrücklicher wie jede andere Geschichte stellt sie vor uns die Mahnung:

«Bei der Hand will er dich fassen,
 Scheinst du gleich von ihm verlassen:
 Glaube nur und zweifle nicht!
 Bete, kämpfe ohne Wanken:
 Bald wirst du voll Freude danken,
 Bald umgibt dich Kraft und Licht.»

Amen.

Die Unsterblichkeit der Seele.

Predigt zu Allerseelen, 1. November 1906.

Von Dr. Ottmar Hegemann, Pfarrer in Laibach.

«Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen
wird, so werden wir sein wie die Träumenden.»
Psalm 126, 1.

Es ist der ergreifende Schluß eines wohl auch euch bekannten Gedichtes:

«Und es kam die Nacht und wir ritten hindann,
Der Regen rann —
Und wir dachten der Toten, der Toten.»

Auch heute ist der Abend hereingebrochen und draußen rinnt der Regen und auch wir gedenken der Toten, der Toten.

Und kein besserer Tag zum Gedächtnis der Toten als der erste Tag des November! Das letzte Leuchten des Oktoberglanzes, da Baum und Strauch sich färben, will verglimmen, mählich sinkt Blatt um Blatt von den Ästen, es ist eine Predigt davon, daß wir alle nur Blätter sind am großen Lebensbaume, die bald, ach wie bald niedergleiten werden zu der Erde, davon wir genommen sind.

Gar bald wird der Schnee ein weißes Leichentuch über die stille Flur breiten, wo alles Leben dann in Haft liegt. In diesen Tagen durchzieht wohl jedes Gemüt etwas wie wehmütige Todeserinnerung. In das dunkle Land des Todes führen uns so viele Fäden. Wir denken der eigenen Sterblichkeit, wir gedenken vor allem der Toten, die uns vorangegangen sind «aus dem Eiteln, aus dem Nichts in das Land des ew'gen Lichts». Wie viel Gute, Treue, Edle sind unter ihnen, ein Stück unseres eigenen Lebens liegt mit ihnen schon unter kühlem Rasen, in deren Gestalt das Beste aus unserem Leben verkörpert war. Aber die eigentlich entscheidende Frage ist doch die, ob sie alle, die in immer wachsender Schar uns verließen, ob sie alle versunken sind im Nichts oder ob sie in irgend einer Gestalt noch lebendig sind.

Sein oder Nichtsein?, das ist die Frage von Allerseelen. Aller Seelen tiefste Frage, des Allerseelentages tiefstes Rätsel.

Sagen wir es offen: Wie unendlich wenig Licht über dies Rätsel findet sich unter uns! Auf den Särgen stehen noch immer geschrieben die Worte: «Wiedersehen unsere Hoffnung», auf den Grabsteinen ist zu lesen von Unsterblichkeit, aber in den Herzen wie wenig lebendiger Zukunftsglaube! Wenn heute der Apostel an uns schriebe, müßte er nicht auch von uns, wie einst von den Heiden, sagen: «Ihr habt keine Hoffnung und seid ohne Gott in der Welt.» (Eph. 2, 12.) Und doch können wir das Rätsel von Allerseelen nicht loswerden!

Versuchen wir miteinander das Rätsel zu lösen, in voller Erkenntnis der eigenen Nichtigkeit und Einfalt, aber auch in rückhaltloser Aufrichtigkeit und Treue gegen uns selbst.

Ob jener lange Schlaf, der uns allen bevorsteht, Träume habe, belebt sei von lebendigen Gestalten, das, so hat jener Große im Reiche der Geister gemeint, sei die Frage. Die Antwort des Psalmisten aber lautet: «Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden.»

Wir können und müssen träumen über das, was wir als Zukunft erwarten. Solche Träume haben die Israeliten in der babylonischen Bannzeit gehabt. In jenen Tagen, da sie «an den Wassern zu Babel saßen und weinten, wenn sie an Zion gedachten» (Psalm 137, 1), da träumten sie von einer Zeit, in der «ihr Mund voll Lachens und ihre Zunge voll Ruhmens» sein werde. Sie träumten von der glänzenden Wiederherstellung des Davidsthrones, von Macht und Größe ihres Volkes.

Je trauriger ihre gegenwärtige Lage, desto goldener wurde ihnen die Zukunft. Gewiß, diese Träume sind dann nicht voll in Erfüllung gegangen. Wie arm und dürstig war das, was das Volk Israel erlebte. Wird doch erzählt, daß die, welche noch den alten Tempel gesehen hatten, «laut weinten, als der Grund zum neuen Tempel gelegt wurde, so daß man nicht das Tönen mit Freude vor dem Geschrei des Weinens im Volk unterscheiden konnte». (Esra 3.) War es doch nur eine bescheidene Verwirklichung der Träume, die man in Babel gehegt hatte.

Und doch dürfen wir urteilen: das Volk Israel wäre untergegangen, wenn es diese Träume nicht gehabt hätte. Hunderte von Völkern des Altertums sind längst versunken und vergessen, dies eine Volk hat sich erhalten durch die starke Kraft einer Zukunftshoffnung.

Gewiß, anders, als jene Gefangenen im babylonischen Lande es gehofft, haben sich ihre Zukunftserwartungen erfüllt! Aber wir dürfen doch auch sagen, besser haben sie sich erfüllt. Welcher Gewinn wäre

es denn gewesen, wenn wirklich ein mächtiges Davidreich am Jordan aufs neue erstanden wäre? Viel mächtigere Reiche sind erstanden und längst spurlos verschwunden. Die Zukunftshoffnung Israels aber ist noch heute ein Segen für die ganze Menschenwelt. Die religiösen Vorstellungen im ganzen abendländischen Kulturkreise bauen sich auf den Grundlagen auf, die vor Jahrtausenden das Prophetentum Israels gelegt hat. Sene gefangenen Juden in Babylon, die in Bann und Spott ihren Glauben festhielten, haben damit das heiligste Erbe der Menschheit gehütet. Millionenfache Frucht, unendlich viel reicher, als jenes Häuflein von Juden ahnen konnte, hat diese Treue getragen.

Wir können und müssen träumen über die Zukunft! Das lehrt uns die allergrößte Gestalt Israels, Jesus Christus. Auch er hat geträumt. Hinter Tod und Grab sah er glorreiche Auferstehung, ein Kommen in den Wolken des Himmels in seiner Herrlichkeit und alle heiligen Engel mit ihm, um zu sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit. (Matth. 25, 31.)

Da er des Schicksals furchtbare Gewalt, das sich über ihm entlud, mit Seheraugen erkannte, bedurfte er ein Gegengewicht, um nicht erdrückt zu werden von dieser Last. Ein solches Gegengewicht vermochte ihm nur sein Zukunftsglaube zu bieten. Dieser Zukunftsglaube hat ihn in Kreuzesschmach und Todesgrauen erhalten.

Gewiß, anders, als Jesus gehofft, war die Erfüllung. Er ist nicht wiedergekommen in den Wolken des Himmels, die Welt ist ihren Gang nach denselben Gesetzen wie einst gegangen, nun schon neunzehn Jahrhunderte! Sünde und Tod regieren noch immer wie einst. Und doch! Anders, aber besser hat sich Jesu Hoffnung dennoch erfüllt! Er ist nicht sichtbar wiedergekommen, aber geistig herrscht er mitten unter den Feinden. Von Jahrhundert zu Jahrhundert hat sein Geist Einzug gehalten in allen Völkern und Zeiten. Und diese schrittweise, aber unaufhörliche und unaufhaltsame Eroberung ist im Grunde viel herrlicher als eine einmalige äußere Machtoffenbarung.

Wir können und müssen träumen über die Zukunft! Das lehrt uns auch der Mann, der am Tage vor Allerheiligen den Kampf begann wider aller Heiligen Dienst, um aller Seelen vom Dienst der Heiligen zum Dienst des wahrhaft Heiligen zu führen. Martin Luther war besetzt von einem ungemein starken Zukunftsglauben. Er lebte in Träumen des baldigen Weltuntergangs, der unmittelbar bevorstehenden Katastrophe des Antichrists. Hätte er solchen Zukunftsglauben nicht gehabt, hätte er dann zu stehen vermocht wider Papst und Kaiser? Auch er bedurfte ein Gegengewicht gegen den furchtbaren Druck der Gegenwart. Nichts Irdisches

und Gegenwärtiges, allein sein trotziger Zukunftsglaube vermochte ihm dies Gegengewicht zu bieten.

Auch hier müssen wir sagen: anders wie sie erhofft wurde, war die Erfüllung. Des päpstlichen Antichrists Reich blieb bestehen die Welt ging wieder ihren Gang weiter, ärmlich und dürftig blieb äußerlich der Sieg des Evangeliums.

Und dennoch auch hier: anders die Erfüllung, aber besser! Auch hier war der Sieg ein vollständigerer, gewaltigerer, wenn er von innen heraus allmählich kam, als äußerlich und plötzlich. Alles das, was wahr und lebenswert war an Luthers Gedanken, hat sich ja doch durchgesetzt und wird sich noch durchsetzen, wenn auch auf Umwegen. Und selbst eines Luthers kühner Hoffungsmut hätte nicht von ferne ahnen können, wie unendlich reich und mannigfaltig im Laufe der Jahrhunderte die Früchte seines Werkes sein würden.

Können wir nicht aus dem allen auch für uns selbst eine Lehre ziehen? Die Lehre, daß auch wir träumen sollen und müssen! Wir bedürfen eines Zukunftsglaubens, wenn wir nicht der Last der Gegenwart erliegen sollen! Über unsern innersten Lebenswert entscheidet zuletzt die Frage, wieviel an solchem Zukunftsglauben wir haben. Mit den Maßstäben der Gegenwart läßt sich unser seelisches Leben nicht abschätzen, erst im Spiegelbild unseres Zukunftsglaubens schauen wir unser wahres Angesicht. Gehen wir auf in Selbstsucht und Genußsucht, so wird dieses Zukunftsbild dunkel und verschwommen sein. Je mehr wir große, allgemeine, ewig gültige Ziele aufnehmen in unsern Lebensinhalt, um so kraftvoller, deutlicher wird sich jenes Zukunftsbild gestalten.

Wir sollen und müssen träumen! Aber nicht vergessen wollen wir, daß wir träumen, daß wir, wie der Apostel sagt, sehen «durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort». (1. Kor. 13, 12.) «Als wir Kinder waren, da redeten wir wie Kinder und waren klug wie Kinder und hatten kindische Anschläge.» Wir träumten vom kommenden Leben und in diesen Träumen zeigte sich, daß unser geistiges Leben erwacht war. Wie so ganz anders ist dann das wirkliche Leben! Wie so viel rauher und wüster als der Kindheits Traum. Und doch, wir sagen es frei, wieviel besser, würdiger, wertvoller ist das wirkliche Leben als ein müßiger Kinder Traum.

So träumen wir jetzt von einem Leben nach dem Tode. Wir wissen, daß wir träumen. Träume sind nichts anderes — soviel wenigstens mir scheint — als bunte Mosaikbilder, die wir mit den Anschauungen des vergangenen Lebens hervorbringen. Es ist immer nur ein Bild der Vergangenheit, daß wir in die Zukunft übertragen. So ist's auch

mit allen Träumen über das Jenseits. Alle die Bilder, die aus der Bibel wie von den Frommen aller Zeiten stammen, sind gemalt mit Farben des Diesseits. Daraus geht hervor, daß alle diese Bilder nur Ahnungen, Hoffnungen, keine wirklichen Anschauungen bieten.

Der Apostel des neuen Testaments sagt: «Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden.» (1. Joh. 3, 2.) Es ist uns verborgen. Das einzige, was wir wissen können, ist dies: «Wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir ihm gleich sein werden.» Wir wissen also nur, daß wir geistig sein werden, wie Gott geistig ist. Wie wir beschaffen sein werden, das wissen wir nicht; alle Vorstellungen darüber sind nur bunte Träume.

Was der Apostel aber festhält und was auch wir unbedingt festhalten müssen, ist die unbedingte Gewißheit des geistigen Fortlebens. Wie wir fortleben, wissen wir nicht, daß wir fortleben, das muß uns gewiß werden, wenn anders unser Leben im Unendlichen Wurzel gefaßt hat.

Daß wir fortleben, das lehrt uns die Natur um uns, unser geistiges Menschenwesen in uns, die Gottheit über uns.

1.

Die Natur um uns! Was lehrt denn die ganze moderne Naturwissenschaft am nachdrücklichsten? Die Unzerstörbarkeit der Kraft. Die Formen, in denen die Kraft sich äußert, wechseln ewig, die Kraft bleibt. Gar oft vermögen wir mit unseren Sinnen die gänzlich veränderte Kraft nicht mehr zu erkennen, das ausgebrannte Feuer erscheint uns spurlos erloschen. Darum ist die Kraft, die das Feuer hervorbrachte, dennoch in anderer Form tätig.

Inmitten dieser unzerstörbaren Kräfte soll nun grade die Kraft des Menschengeistes, diese größte aller Kräfte, jedem Spiel des Zufalls zu völliger Vernichtung preisgegeben sein? «Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch,» hat der große Grieche gesagt. Und da soll der Stich einer Mücke genügen, um diese Kraft des Geistes auszulöschen, welche doch die wunderbarsten Offenbarungen wahrhaft göttlicher Schöpferweisheit in Kunst und Wissenschaft erzeugt?

Sollte es nicht auch hier wahr sein: die Formen der Erscheinung wechseln, die Kraft bleibt? So gut die sinnlich wahrnehmbare Kraft bleibt in allem Wechsel der Erscheinungen, so gut bleibt auch die Kraft des Geistes ewig, so oft auch die äußere Verkörperung wechselt. Die Natur in ihrem ewigen Wechselspiel von «Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht», in dem sie selbst doch ewig bleibt, lehrt es uns: Zu was besserem sind wir geboren, als nur um zu verwesen.

2.

Und zum andern, wie jener große Prophet unseres Volkes es meinte: «im Herzen kündet es laut sich an». Die Beschaffenheit des Menschenwesens zwingt uns immer wieder zu der Annahme, daß der menschlichen Persönlichkeit ein unzerstörbarer und darum unvergleichlich wertvoller Kern innewohnt. Darauf beruht die Annahme, daß die schuldvolle Vernichtung eines Menschenlebens durch gar nichts sonst aufgewogen werden kann. Wenn wir es recht erwägen und erfassen, so beruhen alle unsere Ordnungen und Anschauungen in Recht und Sitte, in Staatsleben und sozialer Fürsorge im Grunde auf dieser Annahme.

Mögen noch so viele einzelne diese Annahme verwerfen, die Gesamtheit aller unserer staatlichen und sittlichen Ordnungen beruht dennoch auf der Vorstellung, daß jede Menschenseele ein unvergleichlich wichtiges Gut ist. Denken wir uns diese Voraussetzung hinweg und es wird — wie ich wenigstens überzeugt bin — ein Chaos hereinbrechen, in dem die Menschen wie entfesselte Bestien sich gegenseitig anfallen, wenn sie einmal ernst machen mit jenem «Fluch sei der Hoffnung, Fluch dem Glauben und dreimal Fluch auch der Geduld!»

Gewiß, der Spötter, der höhnisch alle jene Vernunftgründe gegen ein Fortleben nach dem Tode aufzählt, wie sie ein Schiller seinem Franz Moor, ein Shakespeare so manchen seiner Gestalten in den Mund legt, mag übergenug Beweise für seine Ansicht haben. Aber das wenigstens sollte er nicht leugnen, daß Unzählige in einem freudlosen, ärmlichen Dasein mit ihrer Arbeit ihm sein Dasein erhalten, ohne dieses zeitliche Leben je angenehm und schön gestalten zu können. Das aber, was allen jenen Enterbten zuletzt die Kraft und Freudigkeit zu ihrer Arbeit verleiht, ist die in unserem Volke noch immer lebendige Überzeugung, daß nicht die äußeren Lebensumstände über den Wert des Menschen entscheiden, daß es eine innere Vergeltung gibt, die unabhängig ist von den Glückszufällen dieser Zeitlichkeit. Laßt jene Vernunftgründe zur allgemeinen Überzeugung aller werden, wäre da wirklich noch ein geduldiges Ertragen von Leid und Niedrigkeit möglich, wie es doch den allermeisten auferlegt ist?

Unzählige mag es in unseren Tagen geben, denen jeder Gedanke an ein Fortleben nach dem Tode wie der größte Widersinn erscheint. Sonnenklar ergibt sich aus ihrem Verstande, daß mit dem leiblichen Tode alles zu Ende ist. Diese alle aber vergessen, daß ihr kleiner Durchschnittsverständnis nicht das Maß aller Dinge ist. Sie vergessen, daß es schon in der Welt der Erscheinung Dinge gibt, die über alle menschliche Schulweisheit hinausgehen. Die Unendlichkeit und Ewigkeit der sichtbaren Welt

ist uns genau ebenso unbegreiflich, wie uns die räumliche und zeitliche Begrenzung dieser sichtbaren Welt unbegreiflich ist. Wir stehen hier, wie in so vielen anderen Fragen, vor einem auch dem tiefsten Verstande unlösbaren Rätsel. Daß schon die sichtbare Welt unendlich viel reicher und größer ist, als es die kühnste Phantasie sich ausmalen kann, das wenigstens sollten wir nicht leugnen.

Und nun erst die Geisteswelt. Platte Alltagsweisheit hat zu allen Zeiten alles Geistige geleugnet. Aber die tiefsten, umfassendsten Geister, um nur einen Goethe, einen Kant, einen Bismarck, einen Richard Wagner zu nennen, haben wahrlich ganz anders gedacht.

Goethe faßt Kants Meinung mit den Worten zusammen:

«Du hast Unsterblichkeit im Sinn;
Kannst du uns deine Gründe nennen?
Gar wohl! Der Hauptgrund liegt darin,
Daß wir sie nicht entbehren können.»

So sehr er mit dem großen Denker wußte, daß der Begriff der Unsterblichkeit nichts anderes ist als ein Gleichniß, so sehr war er doch überzeugt, daß ihm zuletzt vielleicht mehr Wirklichkeit zukommt, als den Begriffen Zeit und Raum. Mußte er doch bekennen:

«Lange hab ich mich gesträubt, endlich gab ich nach,
Wenn der alte Leib zerstäubt, wird der neue wach.
Und solange du dies nicht hast, dieses Stirb und werde,
Bleibst du nur ein trüber Gast auf der schönen Erde.»

3.

Darum sagen wir, unser Menschengesicht in uns zeugt von einem Fortleben nach dem Tode, am gewaltigsten aber die Gottheit über uns.

Allen Zweiflern und Spöttern ruft Jesus zu: «Ihr irret und wisset die Schrift nicht, noch die Kraft Gottes.» (Matth. 22, 29.) Im Lichte der Ewigkeitsgedanken der Heiligen Schrift erscheint uns vieles gar anders als im trügerischen Lichte menschlicher Meinungen. Diese ewige Weisheit redet zu uns von einem Gott, dessen «Gnade währet von Ewigkeit zu Ewigkeit über uns» (Psalm 103, 17), der ein Gott ist «nicht der Toten, sondern der Lebendigen». Wer die Führungen dieses Gottes an sich erfahren, wer es erlebt, daß auch die dunkelsten Wege im Lichte endigen, der wird vertrauen lernen, daß «uns weder Tod noch Leben scheiden mag von der Liebe Gottes». (Römer 8, 38 ff.)

Der Gott über uns gibt uns Hoffnung auch im finsternen Tal des Todes. Wo lebendiger Glaube an Gott ist, da wird auch Unsterblichkeitsglaube sich finden, wo letzterer gänzlich dahingefallen ist, wird auch der Gottesglaube erblaffen.

Gewiß, «es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden»! Ob wir uns das Fortleben zu denken haben als Läuterung der in uns waltenden Geisteskraft in anderen Formen bis zu endlicher Vollendung oder als ein sofortiges Eingehen in ewige Ruhe des Geistes, wir wissen es nicht. Genug, daß wir ausharren und kämpfen in der Gegenwart nach unserer besten Kraft. Gott, «der größer ist als unser Herz» (1. Joh. 3, 20), wird mit uns sein, hier und dort, damit sich erfülle das Sehnsuchtslied aus grauester Vorzeit: «daß unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Ruhmens sein wird, daß man sagen wird: der Herr hat Großes an uns getan».

Amen.



NARODNA IN UNIVERZITETNA
KNJIZNICA

COBISS 0



00000502924

